
NEUE
JLLUSTRIERTE
Nummer 8 · 15. Jahr · 20. Februar 1960 · 50 Pfennig · G 5155 C
Engl. sh 1/3; Schwed. Kr. 0,85 + oms.; Frankr. NF 0,70; Holl. cts 60; Österr. S. 4,—; Schweiz Rp. 60
Ein Heft aus Köln
so bunt
und fröhlich
wie noch nie!
Karneval 1960

PRISMA NÄRRISCHER TAGE

Der Imi

Manche glauben, daß das Wort „Imi", das in Köln für jeden gebraucht wird, der durch die Verhältnisse — Flucht oder Wirtschaftswunder, das bleibt sich gleich — in die Stadt verschlagen wurde, neueren Datums sei. Unter einem Imi versteht man einen imitierten, also einen unechten Kölner im Gegensatz zu dem eingeborenen. „Do bes en nen Imi", bedeutet in Köln also „Du bist zwar ein Nutznießer kölschen Brauchtums, aber kein echter Ubier". Die Auffassung, daß dieses Wort erst nach dem zweiten Weltkrieg im Gegensatz zum „Ami" entstanden sei, hat in diesen Wochen seine endgültige Widerlegung erfahren. Fand da ein alter Kölner, als seine Wasserleitung verlegt wurde, mitten im Zentrum der Stadt zwischen Hohe Straße und Langgasse, eine römische Münze. Er reinigte sie und entdeckte einen römischen Sesterz. Was ihn aber nun doch aus der Ruhe brachte, war die Tatsache, daß er hier das Wort „Imi" zum ersten Male eindeutig verewigt fand. Im Handbuche eines Kölner Münzenkenners konnte er erfahren: Die Münze zeigt eindeutig die seit der Gründung der Stadt bestehende Situation der Kölner. Der Kölner Doppelkopf (Janus Coloniensis) prägt den Charakter des Kölschen. Die gleichzeitige Fähigkeit, nach Osten und Westen, nach oben und unten, nach vorne und hinten zu schauen, ermöglicht es ihm, allen Lebenslagen gerecht zu werden. Diese Eigenschaft, von Fremden oft beneidet, ist zutiefst die Quelle seines Humors. Der kann lachen, der gleichzeitig nach rechts und links schaut (der Schäl), und der kann Witze machen, weil er rückwärts schauend schon weiß, was vorwärts geschieht. Das aber, was den Kölner Münzenfreund bis ins letzte befriedigte, war die Tatsache, daß die Kölner auch schon damals von den „Imis" beherrscht wurden. Eindeutig und klar steht das Wort „Imi", wie die alte Münze zeigt, über den kölschen Köpfen. Der Imi herrschte in dem von der Obrigkeit eingesetzten Verwaltungsapparat. „Imi", das heißt, schon vor 1900 Jahren römische Brocken unter ubische Sprache mischen, bedeutet, sich wie ein Einheimischer geben, aber in Italien zu Hause sein. „Imi" bedeutet, Steuer abführen und von der Stadt Steuer eintreiben, das Rechtsrheinische zu bekritteln, ohne je drüben gewesen zu sein, Blutwurst zu essen, ohne ihren Namen aussprechen zu können. Nicht zuletzt aber bedeutet dieses uralte Wort aus römischen Zeiten, langsam, aber sicher eingekölscht zu werden. Es dauert einige Generationen, ehe die Kinder und Kindeskinder gelernt haben, gleichzeitig nach vorne und hinten zu sehen, im selben Augenblick Osten und Westen zu beobachten und rechts und links zu kontrollieren ... so wie der Schäl als Urkölner.

„Bütze"

Der Traditionsverein Deutscher Karneval e. V. konnte in diesem Jahr der ruhmreichen Geschichte des Kölner Fastelovends ein wertvolles, wenn auch vergilbtes Blatt aus der Frühzeit rheinischen Narrenbrauchtums hinzufügen. Soeben kehrte Professor Funke Aap, Nippes, von einer Forschungsreise aus Istanbul (Konstantinopel) zurück, wo es ihm gelungen ist, einwandfrei die Herkunft des Wortes „bütze" nachzuweisen. Als es im dritten Jahrhundert den Germanen einfiel, in das damalige Byzanz einzufallen, befand sich bei der Feldküche der rheinischen Keulenschwinger ein gewisser Teutonicus (Tünnes!) Schmitzius aus Colonia Agrippinensis. Mit viel Mutterwitz und unbeschwertem Temperament näherte sich dieser rheinische Schalk den Byzantinerinnen jüngerer Jahrgänge und küßte sie auf offener Straße auf den vor Staunen dito offenen Mund. Beschwerden bei der germanischen Besatzungsmacht scheinen ohne Erfolg geblieben zu sein, so daß diese Sitte bei der Invasionsarmee immer mehr um sich griff. Nach Colonia heimgekehrt, wollte Tünnes Schmitzius von diesem ihm liebgewordenen Brauch nicht lassen. Zusammen mit einem gewissen Scalius (Schäl!) trieb er es auf der Hohen Straße so arg, daß der Bischof sich gezwungen sah, einzuschreiten. Es kam zu einem Prozeß gegen die beiden „Byzanzer" — im Volksmund auch einfach „Byzer" genannt. Der Verband ehemaliger Byzanzkämpfer e. V. schaltete sich ein und stellte als Verteidiger den angesehenen, redegewandten Metkaufmann Liessemius Pulcher (der schöne Liessem), dessen witziger Geist ja heute noch in Colonia lebendig ist. Der Prozeß endete mit einer Verwarnung an die beiden „Byzer", schloß jedoch das Zugeständnis ein, daß ihnen für die Dauer der drei tollen Tage die Ausübung des „Bützantinismus" verstattet sein solle. Seit dieser Zeit also ist das Bütze (byze) ein legales Fastelovendsrecht in Colonia!

Alaaf

Das fröhliche Regiment der Narren hat begonnen

LESERBRIEFE

Ich bitte Ihre Heiratsreporter zu notieren, daß meine Tochter Ludmilla Anfang April heiratet. Wir sind „von", der Bräutigam sogar „von und zu". Mit unserer Verwandtschaft füllen wir garantiert drei Seiten. Essen bekommen sie gar gratis, die Reporter.
Ortlind von Keeks, Klein-Meckern

Mir fällt auf, daß Sie vorwiegend schöne Mädchen auf dem Titelbild zeigen. Muß das sein? Es gibt schließlich auch schöne Männer!
Dr. G. Schröder, Bonn

Warum erzählt Herr Groha nicht ausführlicher? Die Liebe zwischen Kronprinz Wilhelm und der Tochter eines Dorfschmieds kann man nicht mit drei Pünktchen abtun. Ich denke, Groha kann alles sagen?!
Friso von Scharff, Geislingen

Meine Kleinen freuen sich schon so auf den Karneval. Auch ich muß sagen, daß es kein schöneres Fest gibt, denn einmal im Jahr sollte man die Dinge frei laufen lassen, sonst wird man ja ganz verklemmt!
Karla Lieberlang, Kempten

Nach Fernseh-, Sport- und Film-Klatsch jetzt auch noch das Auto! Immer nach dem Motto: Nicht ärgern, nur wirtschaftswundern!
Emma Tüteboom, Walporzheim

PS(-geflüstert): Warum kommt kein Bonner Regierungsklatsch?
Anmerkung der Redaktion: Klatschmangel ...

Ich freue mich, daß Ihre werte Jllustrierte das reizende Foto des kleinen Nicola am mütterlichen Busen BB's brachte. Nun verzeihe ich ihr gern, daß sie sich sonst etwas zuviel herausnimmt.
Berta Prell, Niederlahnstein

„Jedem Tierchen sein Pläsierchen" nennen die Kölner ihren diesjährigen Rosenmontagszug. Nun — ja. Ich habe Grund, das zu bezweifeln. Als Reisender in Trikotagen komme ich jedes Jahr in eine andere Stadt zur Zeit des Faschings. München und Mainz kenne ich genuuso in toller Laune wie Castrop-Rauxel und Hückeswagen. Voriges Jahr war ich in Köln. Es war enttäuschend. Kölnerinnen, die sich an den drei tollen Tagen so frei und ungezwungen gaben, wollten bereits am Aschermittwoch nichts mehr von mir wissen! Frnge ich mich, wozu lahre ich überhaupt nach Köln, wenn das so ist!
Karl-Heinz Klitzow, Klein-Mackrow

Bin nur ein einfaches Büfettfräulein am Schnellimbiss. Lese seid Jahren die Ardickel über Anasstasia und kann beweisen das die arme Frau im Schwarzwald Anasstasia isst. Sie war neulich hier und bestellte sich bei mir ein russischen Salat zu 50. Wo hole ich die Belonung ab?
Mia Knäcke, Oberbreitenbach

Darf ich Sie auf eine Unterlassungssünde aufmerksam machen? In Ihrer Artikelserie „Walzertraum" behandeln Sie ausführlich die Lebensgeschichte Franz Lehárs, ohne zu erwähnen, daß bereits Shakespeare sie zu einem seiner berühmtesten Dramen, nämlich „König Lehár", verarbeitete. Hochachtungsvoll
Peter Drey-Viertel

Als eifriger Leser Ihres „Fernseh-Cocktails" erbitte ich eine Auskunft: Ich sperrte meinen vierjährigen Sohn zur Bestrafung im Wohnzimmer ein. Als ich nach Stunden aufschloß, wurde ich fast ohnmächtig beim Anblick unseres neuen Fernsehgerätes: Die Bildscheibe war völlig zersplittert, der Klarzeichner herausgerissen, die Bildröhre hing im Kronleuchter, den Tonregulator fand ich im Papierkorb und das Innere war mit dem für meine Zimmerpflanzen vorgesehenen Blumenwasser angefüllt. Was ist nun mit meinem Fernsehgerät?
Frau H. B., Hannover

Antwort der Redaktion: Ihr Apparat ist entzwei!



Zu unserem Titelbild:

Freudensprung über der Domstadt!

Das soll der Auftakt sein zum Karneval. Hier springt Regimentstochter Liesel von der Ehrengarde der Stadt Köln. Sie gehört zu jenen kölschen Mariechen, die Abend für Abend die Beine werfen ... Peter Fischer, „Karnevals-Fotograf Nr. 1", hielt die reizende Regimentstochter im Bild fest, genauso wie viele närrische Situationen in diesem Heft.



Mir sind d'r Nachwuchs!

Winziges Narrenvolk, von den Eltern liebevoll ausstaffiert, tanzt um den neuen Karnevalsprinzen Peter IV. (Architekt Peter Neufert). Ist der Prinz gewählt, dann weiß man: Der Fastelovend hat begonnen. Am eifrigsten verwandeln sich dann die „Pänz", die Kinder von Köln, in Jecken. Das mag jenen Recht geben, die sagen: „Der Karneval wird immer leben!"

Mariechen ... tanz!

So geht das jeden Abend ... Wenn der Karneval seinem Höhepunkt zustrebt, dann haben die Tanzmariechen von Köln eine anstrengende Zeit. Abend für Abend schmeißen sie ihre Beine so hoch es geht. Hier wirbelt Elfy, die Regimentstochter der Prinzengarde, über die Narrenbühne. Niemand soll glauben, daß die vielen anderen Mariechen ihre Sache schlechter verstehen. Sie alle haben ihre Tänze mit Feuereifer geprobt und reißen mit ihrem Schwung die Narren im Saal oft zu donnerndem Applaus hin . . .



Es geht los!



Stolz auf sein Stadtviertel ist dieser prächtig zurechtgemachte Narr, der mit seinen Freunden ein Schild durch die Straßen führt, auf dem zu lesen steht, daß es sich um eine Gruppe aus dem Kölner Stadtteil Nippes handelt.



Tanz auf der Stelle: schunkeln! Eine in dichtgedrängten Sälen erfundene Art, sich, begleitet von fröhlichen Liedern, wie im Tanz hin und her zu wiegen, ohne den Standplatz zu verlassen. Für diesen Zweck schufen die Karnevalsliederdichter und die -komponisten eine Unzahl von Schunkelliedern.

Ring frei ...erste Runde!

Volkskomiker Willi Millowitsch hat sich für die Karnevalszeit einen besonderen Spaß ausgedacht: Er spielt in seinem Kölner Heimattheater die zugkräftige Klamotte „Der Meisterboxer". Sein Partner: Bubi Scholz!



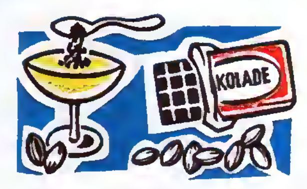
WILLIAM UND SABINE VERPOORTEN



des Hauses Verpoorten wünscht allen Großen Jubel, Trubel, Heiterkeit im Karneval

Zum Karneval empfehlen wir folgende

Rezepte



Verpoorten Mulatto

Streuen Sie auf ein Gläschen Verpoorten 1 Teelöffel geriebene Schokolade und dekorieren Sie mit gehackten Mandeln.



Verpoorten Etagenheizung

Paterre: 1/3 Rum oder Weinbrand, 1. und 2. Etage Verpoorten und als Dachstuhl 3 Kaffeebohnen.





Verpoorten Negro

Servieren Sie ein Gläschen Verpoorten möglichst kühl – mit einem Krönchen NESCAFE




Verpoorten Lumpensammler

Nehmen Sie ein Glas perlenden Sekt oder ein sprudelndes Erfrischungsgetränk und dazu ein Gläschen Verpoorten – immer im Verhältnis 4 zu 1. Das Ganze gut verquirlt und kalt serviert.

VERPOORTEN-Eierlikör

1. erquickt den Gaumen, ohne den Magen zu belasten
2. stimmt froh und heiter durch Alkohol mit Maßen
3. labt und kräftigt durch feine, hochwertige Zutaten
4. ist mild und fein nach alten Familienrezepten

1/1 Flasche DM 9,25 · 1/2 Flasche DM 4,90

Daheim und allerorten:



GRÖSSTE EIERLIKÖR-PRODUKTION DER WELT



Springen, singen und tollen . . . das ist die Parole zumal der jüngeren Narren überall dort, wo man Karneval feiert. Hier sind es zwei Kölner Ballettratten im „Kaiserhof", die zum Ergötzen der Zuschauer ihre ausgelassenen Luftsprünge machen . . .

Trude, die Lachkanone

Seit Jahren ist Trude Herr neben Grete Fluß der karnevalistische Revue-Star im Schwergewicht. Ihre Gedichte werden meist in kölnischer Mundart vorgetragen, wobei auch der knallige, derbe Witz nicht zu kurz kommt. Ihre diesjährige Gangsterparodie erschien einigen Karnevalspräsidenten zu „kriminell", so daß es ein wenig „Ärger um Trude" gab. Rechts „ströppt" die komische Trude ein Huhn, unten gibt sie sich mannstoll .

Trude auf Männerfang. Mit beachtlicher Gelenkigkeit wirft sich die vollschlanke Trude zu Boden, um einen Mann einzufangen . . . wenn es auch nur ein Männeken ist.



Mit Zimm-Bumm und Trara: Die Dicken kommen!

Prächtige Zwei-Zentner-Männer, als „Rhingkadetten" (das sind fast historisch gewordene Gelegenheitsarbeiter am Rhein) ausstaffiert, rufen überall, wo sie auftauchen, Heiterkeit hervor, so in den Veedelszög, den lustigen Umzügen der einzelnen Stadtviertel, oder in den Stunden, bevor „d'r Zog kütt" — bevor der Rosenmontagszug vorbeizieht. Genauso unermüdlich wie die beiden Dicken ist der Tröötemann (unten links), dem auch noch im Morgengrauen die Puste nicht ausgehen will ...



Auch die Schönen werden müde...

Der Frohsinn an den „tollen Tagen" vor der Fastenzeit ist obligatorisch in Nord und Süd und Ost und West. Hier demonstriert eine Münchner Schöne, die treu zur Parole „Fasching" steht, ihre Kraft für Tollerei und gute Laune. Wenige Stunden später sinkt sie als ein charmantes Häuflein Müdigkeit in sich zusammen. Faschings-Galane, die nicht so wie in Köln die Pappnase lieben, sondern meist die elegante Maske vorziehen, haben sich von ihr zurückgezogen. Sie suchen nach den wenigen Standfesten, von denen sie insgeheim wünschen möchten, daß sie wiederum doch nicht ... so ganz standfest sind.

Tünnes sitzt am Rhein und angelt. An der Angelschnur hängt eine große Weckeruhr. Neben ihm liegt ein großer Holzhammer.

Sein Freund Schäl kommt vorbei und staunt: „Ja, wat machs du denn da?"

„Dat siehst de doch, ich angele."

„Ja, aber mit dem Wecker?"

„Ja sicher, mit dem Wecker. Ich warte, bis ne Fisch mal auf die Uhr kucken will, und dann schlagen ich den mit dem Holzhammer auf dä Kopp!"

„Laß der Blödsinn", meint der Schäl, „un helf mir lieber drüben auf der andere Seit' in Deutz bei meiner Schwägerin en Nähmaschin hole."

Bereitwillig geht der Tünnes mit dem Schäl nach Deutz auf die andere Rheinseite. Sie schleppen die Nähmaschine über die Köln-Deutzer Brücke. Schweißgebadet setzen sie auf der Mitte der Brücke die Maschine auf dem Brückengeländer ab. Die kommt jedoch ins Rutschen und stürzt in den Rhein. „Die schön Maschin", klagt der Schäl. „Schäl! Reg dich nit auf, et war doch en versenkbare", heruhigt ihn der Tünnes.

Tiefsinnig schauen die beiden der entschwundenen Maschine nach. Doch plötzlich rutscht dem Tünnes zu allem auch noch die Brille von der Nase und versinkt ebenfalls im tiefen Naß. „Och, jetz eß mir och noch der Brell in de Mosel gefalle!" ruft der Tünnes aus. „Du Jeck! Dat eß doch der Rhein", erwidert ihm der Schäl. „Da siehste, Schäl, wie schlecht ich ohne Brill sehen kann", meint der Tünnes.

Die beiden gehen weiter und spazieren anschließend am Rheinkai vorbei. Wie ein kleiner Junge, mit ausgebreiteten Armen, balanciert der Tünnes auf der Kaimauer. „Tünnes, paß op", sagt der Schäl, „sonst fällst de in der Rhein." „Eß mir doch egal, laß se doch en Geländer drummache", meint der Tünnes. Doch kaum gesagt, plumpst er wirklich ins Wasser. Endlich hat man ihm ein Seil zugeworfen, und zu dritt zieht man ihn mit aller Kraftanstrengung hoch. Wie er so gerade mit dem Kopf über die Kaimauer kommt, lacht und lacht Tünnes über das ganze Gesicht. Nachdem man ihn glücklich wieder auf den Beinen hat, fragt ihn Freund Schäl fassungslos: „Wie konnst du in der ernsten Situation auch noch so lachen?" „Och, ich hab mir nur vorgestellt, wenn ich dat Seil losgelassen hätt, dann wärt ihr alle drei auf de Fott (Gesäß) gefalle!"

Bützen, Bützen, Bützen

(Siehe Prisma.) Kein Karnevalsnarr von Geblüt gibt sich der närrischen Hoffnung hin, daß mit einem Kuß ein Lebensschicksal besiegelt ist ... wenngleich auch das schon vorgekommen sein soll auf dem Kölner, dem Münchner, dem Düsseldorfer, dem Mainzer Karneval ...



Jupp-Pitter erscheint! Im bürgerlichen Leben ist er nicht gerade ein Gott. Zugegeben: Nach außen hin wirkte seine maskierte Schöne grotesk, doch innen entdeckte der Vater des Olymp nach der Demaskierung eine ganz andere ... so wie es sein soll beim Mummenschanz am Rhein. Auch die „verworfene Rote" (rechts) entpuppte sich schließlich als ein relativ braves Eheweib.

Trumpf der Narretei:

Die Pappnase

Pappnasen und lustige Masken sollen langsam aussterben, so raunt man in Narrenkreisen. Unentwegte Freunde der „Freud an der Freud" sind der Ansicht, daß die Jecken auch in Zukunft triumphieren werden über die, welche glauben, der Karneval mache sie schöner und begehrenswerter, als Mutter Natur es ihnen in Maßen zudiktierte . . .

Masken!

...und was dahintersteckt!







Hauptsache: Tuchfühlung!

Dieses Bild, in München fotografiert, zeigt eine Verbrüderung, wie sie heute selten geworden ist. Niemand weiß: Wer ist wer: Ob Fasching oder Karneval, jeder ist mit jedem auf du und du. Rücksichten geschäftlicher oder politischer Art erübrigen sich. Ein närrisches Volk hat zueinandergefunden . . . bis zum Aschermittwoch-Morgen!

Grausliche Maske, du bist so lieb!

Meist dauert es nicht lange, bis auf einem Karnevalsball maskierte Menschen einander erkennen: Eine Geste, ein schnelles Wort verrät dem Partner allzu rasch, wer „dahinter"-steckt. Hier versucht ein junger Student aus Köln seine Freundin vergebens irrezuleiten.



Närrischer Alarm in Basel:

Sie kommen!

Es würde zu weit führen, die mythologischen Hintergründe aller Karnevalsbräuche darzulegen. Hier, in der alten Stadt am Rhein, ist jedenfalls eines klar: Schlagt auf die Trommeln, daß die Herzen der Bürger einen Hüpfer tun! In Köln ist es genauso: Hück weed op die Trumm geklopp — bis meer Jecke ston om Kopp. (Heute wird auf die Pauke geschlagen, bis wir Narren kopfstehen.)



Hinein... in den nassen Karneval!

Ein allzeit fröhlicher Schwimmklub feiert Karneval auf eigene Weise. Närrisch aufgeputzte Sportfreunde stürzen sich ins kühle Naß. Selbst der Schwimmlehrer muß es sich gefallen lassen, daß dralle Elfen ihn in die kühle Flut stoßen. Karneval im Wasser, das gibt es schon seit langem an der Riviera als Attraktion für die Fremden. Karneval im Schwimmbecken, das gibt es erst seit jetzt für die Mitglieder des lustigen Klubs „Schwimm-Aape" in einer Kölner Vorstadt.







Hinein... mit Trommeln und mit Besen!

Die alemannische „Fasnet" hat vieles gemeinsam mit dem kölschen Straßen-Fasteleer. Etwa so wie die Weinstraße sich vom Bodensee bis kurz vor Köln hinzieht, macht ein geheimnisvoller Föhnwind die Leute in Basel, Freiburg oder Stockach genauso närrisch, wie er die Kölner Bürger jeck macht.

Zähneblecken... dahinter Schmunzeln!

Da sind sie, einige prächtige Exemplare aus der alemannischen Fastnacht. Eines unterscheidet diesen Mummenschanz vom „modernen" Karneval: Die Masken sind Generationen alt..



Karnevalsprogramm im Lido. Tänzerinnen, die den Pariser Charme in einem bunten duftigen Wirbel aufzeigen, wie man ihn sich liebenswürdiger kaum denken kann, stehen im Mittelpunkt der berühmtesten Nacht-Revue von Paris. Trost für Daheimgebliebene: Für einen Bruchteil der Summe, die der wohlhabende Fremde hier auf den Tisch blättert, kann man sich in Köln, München, Aachen, Mainz, Düsseldorf, kurzum in jeder deutschen Stadt, wo man Sinn für närrisches Treiben hat, herrlich Freude machen — so wie sie echte Narren schätzen . . . die liebe lange Nacht hindurch bis zum Morgen!

Freude zu hohen Preisen...

Karnevals-Echo überall!
. . . auch an der Seine! Der Bazillus der drei tollen Tage hat übergegriffen weit über die Meere hinaus bis Rio und New Orleans. Auch in Paris schmeißen jetzt die Mädchen die Beine höher als sonst.


Neu!
Ein Waschmittel der neuen Zeit!
Das blaue
Pre
Das blaue Pre bringt
Sauberkeit
...leuchtend weiße Sauberkeit
Sofort sehen Sie den Unterschied bei Hemdkragen und Manschetten! Phantastisch: alles wird von Grund auf sauber – nicht das kleinste Fleckchen bleibt, denn:
das blaue Pre wäscht mit zusätzlicher Waschkraft-Reserve!
bP 5

Na, dann Prost!



Das macht Mut! Niemand weiß, woher der Mohikaner auftauchte, vielleicht aus Nippes, vielleicht aus dem „gegnerischen" Mülheim. Er zieht kräftig an der Flasche, die während der drei tollen Tage tausendfach in der Domstadt kreist . . .



Prosit: Dein Freund und Helfer! Das ist der Tag, wo der Polizeipräsident ein Auge zudrücken sollte, wenn der Rosenmontagszug durch Köln geht. Wer mag es dem wackeren Schutzmann verwehren, wenn er sich dann die Februarkühle vertreibt und mit Närrinnen anstößt . . .



Na, dann Prost, liebes Schängemännchen! Auch der siebenjährige Panz aus der Kölner Altstadt kippt sich einen hinter die Binde. In der Flasche jedoch ist Himbeersaft. Der kleine Schäng (Johann) hat eine liebevolle und vorsichtige Mutter . . .

Schwarz trifft Schwarz ...in Köln

Ein kleiner Unterschied allerdings: Der Medizinmann ist ein Ehrenfelder Bürger, der sich mit sogenannter Negerwichse schwarz machte. Rechts Wumba, ein Student, der sich, unfreiwillig „maskiert", fast ein wenig verlegen an den Arm seines neugewonnenen Karnevalsfreundes hängt.





Gäste in Köln: „Nikita und Ike" Eckart Hachfeld berichtet über die seltsamste Begegnung des Jahres

Das Treffen der großen 2

Langsam rollt die Super-Constellation aus und kommt vor dem flachen Gebäude des Flughafens Köln/Wahn zum Stehen. Die Gangway wird herangerollt. Die wenigen Menschen, die aus der Maschine klettern, tragen nicht die ernsten, würdigen Mienen zur Schau, die man sonst bei Ankömmlingen auf diesem Landeplatz der Bundesregierung beobachten kann. Kein Wunder, Politik und Diplomatie ruhen in diesen Tagen. Es ist Karneval, Karneval am Rhein. Und wer heute hier landet, trägt keine gewichtigen Noten in der Aktentasche, sondern das leichte Gepäck der Narretei, Netzstrümpfe, Pappnase und Ganoventrikot, Maske und Narrenkappe.

Nur den beiden Männern, die als letzte der Maschine entsteigen, könnte man vielleicht eine diplomatische Mission zutrauen. Der alte Herr, der aufrecht und straff die Plattform der Leiter betritt, weist ärgerlich den stützenden Arm seines Begleiters zurück. Feierlich entblößt er sein Haupt, als wolle er ein Empfangskomitee des Auswärtigen Amtes begrüßen.

„Oh, Germany, Bill", sagt er leise, und dann in etwas mühsamem, aber unverfälschtem Dialekt: „Leeve Willi, mir sin zo Kölle!"

Der Taxichauffeur vor dem Flughafengebäude stutzt einen Augenblick. Irgendwo glaubt er das Gesicht des alten Herrn schon gesehen zu haben, der mit seinem Begleiter ins Hotel „Zur Ewigen Lampe" gebracht werden will. Und noch lange, nachdem die Drehtür des Hotels die beiden verschluckt hat, kramt er in seinem Gedächtnis. Der Fahrgast war ein ganz bekannter . . .

„Alles okay, Mister Nettekoven", dienert der Empfangschef. „Ihr Appartement ist gerichtet." Er gibt dem Hotelpagen Pitter Nelles, der die beiden Gäste mit aufgerissenen Augen anstarrt, einen Rippenstoß. „204 bis 206", raunt er ihm zu. Der Junge nimmt hastig das Handgepäck der beiden Herren und geht — immer noch verdutzt — zum Fahrstuhl voraus.

Zur selben Zeit tritt Klas van den Bosch aus Antwerpen am Arm seiner liebreizenden Tochter Marie auf den Kölner Bahnhofsvorplatz hinaus. Sein feistes, pfiffiges Gesicht verklärt sich, als er andächtig zur

Fortsetzung Seite 28



Roman tapferer Herzen

Von Eva Amrain

Es ist Abneigung auf den ersten Blick . . . So jedenfalls empfindet die junge Ärztin Dr. Eva Asam, als sie in einer Nacht dem berühmten Regisseur Mark Hartmann in der Münchner Morbach-Klinik gegenübersteht. „Sie sind daran schuld, daß sich die Schauspielerin Sylvia Herzog das Leben nehmen wollte", wirft Eva dem Mann vor, der sonst gewohnt ist, daß die Frauen ihn anhimmeln. „Sie sind zynisch und gewissenlos." Aber wenige Tage später zweifelt Eva Asam selbst daran, ob ihr Urteil richtig ist. Denn der Regisseur stellt ihr einen hohen Betrag für die Behandlung einer blutjungen, todkranken Patientin zur Verfügung, um deren Leben die Ärztin verzweifelt ringt. Es ist Anke Livonius, ein Mädchen, das mit letzter Kraft gegen den Tod kämpft. Eva Asam kann durch die Spende alle Möglichkeiten für Ankes Behandlung ausschöpfen. Sie muß jedoch bald einsehen, daß das Mädchen nicht mehr zu retten ist . . .

Presserechte: Dukapress, Hamburg

Am Arm Martin Morbachs betritt Eva Asam die Bar des Hotels „Bayrischer Hof". Die beiden gehen auf einen Tisch in der Ecke zu, an dem drei Herren sitzen.

In München tagt zur Zeit ein Chirurgen-Kongreß. Und Morbach benutzt die Gelegenheit, sich mit Kollegen aus Wien, Paris und London zu einem zwanglosen Zusammensein zu treffen.

Er stellt die Chirurgen seiner Begleiterin vor und sagt dann: „Meine Herren, Sie halten mich ja alle insgeheim für einen Tag-und-Nacht-Wissenschaftler, für einen Mann ohne Privatleben. Hier . . ." Er deutet auf Eva. „. . . hier stelle ich Ihnen mein Privatleben vor. Meine Verlobte Dr. Eva Asam."

Morbach sieht die bewundernden Blicke, die die junge Ärztin auf sich zieht.

Eva trägt ein aufregend geschnittenes Kleid aus königsblauem Chiffon. Die Haut leuchtet unter dem feinen Gewebe wie das warme Braun reifer Haselnüsse.

Während sich eine lebhafte Unterhaltung entspinnt, die beim bayrischen Barock beginnt und über politische Tagesfragen schließlich — wie könnte es anders sein — in eine medizinische Fachsimpelei einmündet, wirft Morbach immer wieder verstohlene Blicke zu Eva hinüber.

Ihm ist, als sehe er sie heute zum erstenmal.

Er kennt sie als kleine, ernste Studentin, die im Hörsaal eifrig jedes seiner Worte mitschrieb. Er erinnert sich an ihre sanfte, mädchenhafte Anmut, in die er sich in den späteren Jahren verliebt hat.

Aber nun sieht er sie mit völlig neuen Augen: als betörend schöne begehrenswerte Frau.

Und so etwas wie Besitzerstolz regt sich in ihm, als der Pariser Kollege sagt: „Lieber Morbach, ich beneide Sie um Ihre Erfolge als Chirurg. Aber ich beneide Sie noch viel mehr um Ihre entzückende Braut."

Er hebt das Glas, und die Runde trinkt auf Evas Wohl.

Da tritt ein hochgewachsener, breitschultriger Mann ein, blickt sich suchend um, verzieht ärgerlich das Gesicht und tritt dann an die Bar.

„Fred, ist Mackie Settgen nicht da . . .?" fragt er den Barkeeper.

„Nein, Herr Hartmann." Der Barkeeper zuckt bedauernd die Schultern.

„Diese verdammten Drehbuchfritzen", brummt Hartmann. „Immer wenn man die Burschen braucht, sind sie nicht zu finden, und sonst kleben sie einem ständig an der Hosennaht. Na ja . . ."

Er wendet sich zum Gehen.

Gewohnt, nichts zu sehen, was er nicht sehen will, hat er die Gesellschaft der Ärzte nicht beachtet. Aber als er jetzt die Stimme der Frau hört, dreht er sich jäh um.

Ein paar Atemzüge lang steht er da wie angewurzelt. Dann geht er rasch auf Eva Asam zu.

Ganz knapp vor ihr bleibt er stehen und schaut mit verengten Augen auf sie hinunter. „Ich gratuliere Ihnen zu Ihrer Verwandlung", sagt er. „Beinahe hätte ich Sie nicht wiedererkannt."

Er nimmt ihre Hand von der Sessellehne und beugt sich darüber.

„Bei diesem Anblick muß ja ein Todkranker wieder gesund werden", fährt er mit gedämpfter Stimme fort. „Und einem Gesunden kann es umgekehrt gehen. Aber dieses Risiko läßt Sie wohl kalt, wie?"

Eva lacht ihn unbeschwert an. „Für die Gesunden bin ich nicht zuständig."

„Sie wissen doch, daß die Grenze zwischen Gesundheit und Krankheit nicht genau festgelegt werden kann. Rechnen Sie mich, zum Beispiel, zu den Gesunden?"

Eva errötet bei seinen Worten . . . und unter seinem Blick, diesem herrischen, fordernden Blick.

Für Sekunden scheint es, als hätten Eva Asam und Mark Hartmann die Anwesenden vergessen.

Dann arrangiert der Regisseur mit der Geschicklichkeit eines Taschenspielers, daß man ihn zum Sitzen einlädt: Er begrüßt Morbach mit ausgesuchter Höflichkeit, läßt sich von ihm den Ärzten vorstellen, bekundet, ohne aufdringlich zu wirken, seinen großen Respekt vor der modernen Chirurgie, zeigt sich unterrichtet über die auf dem Kongreß diskutierten Fragen, gibt sich als hochinteressierter Zuhörer.

Dann, als er der Sympathie aller sicher ist, entführt er Eva Asam an die Bartheke. Beflissen kommt der Mixer heran. „Herr Hartmann, für Sie Milchflip wie immer?"

„Nein. Der Dame zu Ehren ausnahmsweise nicht. Wir trinken Champagner." Hartmann neigt sich zu Eva. „Sonst denken Ihre Kollegen am Ende, Sie sitzen mit einem Magenkranken an der Bar."

Das Lachen der Frau klingt hell auf.

„Wie sind Sie eigentlich echt, Herr Hartmann? So wie heute, oder so, wie ich Sie sonst kenne?"

„Ich bin so und so echt. Wie die modernen Mäntel. Auch auf der Futterseite zu tragen. Ich weiß bloß selber nicht, welches die Futterseite ist."

Sein Blick kehrt aus dem Spiegel zu der Frau zurück. Sekundenlang schaut er sie stumm an. Dann sagt er plötzlich: „Ich möchte mit Ihnen trinken. Auf das Leben der kleinen Anke."

Er trinkt das Glas in einem Zug leer.

Eva Asam sagt langsam: „Sie waren lange nicht bei uns. Sie können also gar nicht wissen, ob Anke . . ."

Morgen fängt dein Leben an...



Die anderen Paare applaudierten begeistert, als Mark Hartmann in der Brüsseler Bar mit Dorothée tanzte. „Ich muß morgen unbedingt nach München zurück", sagte Hartmann zu seiner Partnerin. Sie wußte sofort, daß eine andere Frau dahintersteckte.

„Morgen fängt dein Leben an"

„Wenn das Mädchen nicht mehr leben würde, sähen Sie heute abend nicht so aus", erwidert der Regisseur.

Ein Schatten geht über das Gesicht der Frau. „Wir werden sie nicht mehr lange halten können . . ."

„Und es gibt gar nichts mehr, was versucht werden könnte?"

„Nein." Sie stockt einen Augenblick. „Von einem Kongreßteilnehmer hat Professor Morbach zwar erfahren, daß ein Belgier, ein gewisser Dr. Delachaux, an der Brüsseler Universitätsklinik an einem Serum arbeitet. Aber . . ."

Sie unterbricht sich.

Mit dem Londoner Professor an der Spitze kommen die Herren jetzt an die Bar, um sich von Eva zu verabschieden. Die Stunde ist vorgerückt, man ist durch die Kongreßtage angestrengt und möchte sich zurückziehen.

Auch Hartmann wird in den freundschaftlichen Abschied einbezogen.

„Versprechen Sie mir, wenigstens im nächsten Jahr keinen Chirurgen zu spielen", sagt der Österreicher lachend.

Hartmann hebt feierlich die Schwurfinger. „Gut . . . nur mehr Internisten."

Dann begleitet Morbach die Herren hinaus.

„Wie ist das mit diesem Serum?" fragt Hartmann ohne Übergang.

Eva zuckt die Schultern.

„Mein Gott, auf jeden Fall eine Sache, die noch nicht spruchreif ist. Die Versuchsreihen sind noch nicht abgeschlossen, das Mittel ist kaum erprobt. Bis es so weit sein wird, ist es für unsere Anke auf jeden Fall zu spät."

Im Spiegel hinter der Bar treffen sich die Blicke des Mannes und der Frau, ruhen lange ineinander.

Der Barmixer hat die Gläser nachgefüllt. Ohne den Blick vom Spiegel zu lösen, nimmt Mark Hartmann eines davon und hält es in ihre Richtung.

„Trinken Sie noch einmal mit mir?" sagt er, und Eva sieht im Spiegel, wie sein Blick auf einmal weich und bittend geworden ist.

„Bitte, Herr Professor . . ." sagt Hartmann.

„Warum haben Sie eigentlich diese Schauspielerin, die sich vergiftet hat, gerade zu uns gebracht?"

„Das ist doch ganz klar: Weil es die nächstgelegene Klinik war", erwidert der Regisseur lebhaft.

„Sie wissen, Herr Hartmann, daß wir wegen dieser Sache sehr viele Scherereien hatten. Dürfte ich Sie also besonders herzlich bitten, in einem ähnlichen Fall . . ."

Morbach unterbricht sich. Er sieht, wie Eva ihn irritiert anblickt. Sein Gesichtsausdruck wird noch freundlicher, aber in seiner Stimme ist jetzt deutliche Ironie, als er fortfährt: „Ich meine, in Ihrer Branche kann sich so etwas natürlich wiederholen. Ja, und da möchte ich Sie eben vorbeugend bitten, meine Klinik künftig möglichst nicht zu . . ." Die Pause, die er macht, ist eindeutig. „. . . zu beehren", schließt er dann.

Hartmann reagiert sekundenschnell.

„Damit es kein Mißverständnis gibt, Herr Professor, erlauben Sie mir, daß ich mich ganz deutlich ausdrücke: Wenn ein Mensch in Lebensgefahr ist, schaffe ich ihn in die nächste Klinik. Und sollte diese nächste Klinik ganz zufällig die Ihre sein, dann werde ich ihn dort hinbringen. Einwände, Herr Professor?"

„Nur den Vorschlag, daß es vielleicht ganz gut wäre, auf Ihrem Filmgelände gleich eine klinische Station einzurichten für die Opfer Ihrer . . . Schauspielkunst", sagt Martin Morbach sarkastisch.

Hartmann lacht scheinbar belustigt. „Blendende Idee. Könnten Sie mir einen Kollegen vorschlagen, der die Leitung übernimmt? Es käme mir natürlich sehr darauf an, daß er Ihre Berufsauffassung hat, Herr Professor." Der letzte Satz kommt scharf wie ein Peitschenhieb.

Dann springt der Regisseur vom Barhocker und nimmt Evas Hand.

„Gute Nacht, Dr. Asam. Ich bedanke mich für den reizenden Abend."



Sie fühlt den Druck seiner Hand, die ihre Finger um den Stiel des Sektkelches legen, hört seine Stimme: „Obwohl Sie nur noch so wenig Hoffnung haben, möchte ich wieder auf Ankes Leben trinken."

In diesem Augenblick kommt Morbach zurück. Er sieht, wie die beiden einander zutrinken, sieht, wie Hartmann dann Evas Hand an die Lippen führt.

Er will es sich nicht eingestehen, aber das Gefühl, das ihn beherrscht, hat sehr viel mit Eifersucht zu tun.

Er setzt sich neben Eva auf einen Barhocker. Auf Hartmanns Zeichen will der Barmann ein Glas für den Professor füllen.

Morbach macht eine abwehrende Handbewegung. „Geben Sie mir lieber einen doppelten Cognac", sagt er.

Er trinkt das Glas rasch aus, läßt wieder nachfüllen, leert auch das zweite und schaltet sich dann in die Unterhaltung ein: „Darf ich die Gelegenheit benutzen, Sie etwas zu fragen, Herr Hartmann?"

Morbach spricht mit jener betonten Höflichkeit, die Eva als Ausdruck gespannter Erregung an ihm kennt.

Mit elastischen Schritten, ohne sich noch einmal umzuwenden, verläßt Mark Hartmann die Bar.

„Warum hast du ihn so verletzt, Martin?" fragt Eva mit leiser Stimme.

„Tut er dir leid?" Morbachs Stirn rötet sich.

„Ja, Martin", sagt Eva. „Du mußt dich bei ihm entschuldigen."

„Ich denke nicht daran", erwidert Morbach.

„Dann will ich es für dich tun." Sie steht auf und geht zur Tür.

In der Hotelhalle ist nur noch ein Tisch besetzt. Hinter einer Säule gähnt diskret ein Ober.

In seinem eleganten nachtblauen Anzug steht Hartmann am Empfang und wirft mit flüchtiger Hand ein paar Zeilen auf ein Blatt Papier.

„Legen Sie das in Settgens Postfach, bitte", sagt er zum Mann am Empfang.

Als er sich umdreht, sieht er Eva aus der Halle kommen. Ihr Kleid mit den winzig kleinen, schräggezogenen Plissees liegt wie eine erregende Haut um ihre Gestalt.

Mit halbgeschlossenen Lidern nimmt Hartmann das Bild in sich auf.

Als sie vor ihm steht, schaut Eva lächelnd zu ihm auf. „Ich möchte mich bei Ihnen entschuldigen, Herr Hartmann. Morbach ist überarbeitet . . ."

Und als Hartmann nicht antwortet, fügt sie rasch hinzu: „Sie haben mich heute abend ein paarmal überrascht. Überraschen Sie mich noch einmal, bitte. Vergessen Sie den Vorfall."

„Habe ich dafür einen Wunsch offen?" fragt Hartmann.

„Ja."

„Ich möchte Sie nach Hause bringen."

„Aber das ist unmöglich. Ich bin mit Morbach hier . . ."

„Schreiben Sie ihm doch eine Zeile." Er drängt sie an den Empfangsschalter und legt ihr Papier und Bleistift hin. „Der Boy wird den Zettel zu Morbach bringen."

Und wirklich, Eva schreibt: „Warte nicht auf mich, Martin. Hartmann fährt mich nach Hause."

Dann steigt sie in den Sportwagen des Regisseurs.

„Wohin?" fragt Hartmann. „Wohnen Sie in der Klinik?"

Eva schüttelt den Kopf. „Ich habe dort zwar ein Zimmer für Nachtdienst und ähnliche Fälle, aber meine Wohnung ist in der Pienzenauer Straße."

Hartmann fährt mit einem Tempo los, daß Eva hell auflacht. „Um Gottes willen, warum rasen Sie denn so?"

„Ich fahre immer so schnell, wenn ich Angst habe, zu rasch am Ziel zu sein", erwidert er, ohne den Widersinn seiner Worte zu erläutern.

Die Lichter der Maximilianstraße blitzen auf. Die Bäume der Widenmayerstraße bleiben wie im Flug zurück.

„Herr Hartmann", sagt Eva. „Ich möchte Sie um etwas bitten . . ."

Mit einem Ruck hält der Wagen vor dem Haus, in dem sie wohnt. Wortlos steigt der Mann aus, geht um den Wagen und öffnet für Eva den Wagenschlag.

„Tragen Sie Ihren Mantel manchmal mit der Innenseite nach außen, bitte . . .", sagt Eva leise.

Dann hält sie ihm die Hand hin.

Hartmann gibt ihr keine Antwort, nimmt nur für einen flüchtigen Augenblick ihre Hand.

Zögernd wendet sich Eva zum Gehen. Als sie die Gartentür schon erreicht hat, hört sie ihn hinter sich.

Lächelnd wendet sie sich um. „Wollten Sie noch etwas?"

Da reißt sie der Mann an sich.

„Ja, ich will dich", sagt seine herrische Stimme.

Das geht so rasch, daß Eva einen Augenblick lang wie willenlos in seinen Armen liegt. Dann trommelt sie mit den Fäusten gegen seine Brust, sie zischt ihn an: „Aha, das gehört wohl in Ihrer Branche dazu. Wie wenig originell Sie doch sind, Sie . . . Sie Herzensbrecher."

Er läßt sie so jäh los, daß sie taumelt.

Bewegungslos, mit hängenden Armen, steht er da. Zwei Sekunden, drei Sekunden.

Dann ist er mit ein paar raschen Schritten bei seinem Wagen, springt hinein, der Motor heult auf.

Und als Eva die Tür aufschließt, ist der Wagen bereits in der Ferne verschwunden . . .

*

Am nächsten Morgen ist Hartmann schon in aller Frühe mit seinem Wagen unterwegs. Er fährt zu dem Haus der Schauspielerin Dorothee Sandringen am Starnberger See.

Der Privatweg, der von der Hauptstraße zwischen Berg und Leoni zum Grundstück führt, ist in katastrophalem Zustand. In zahlreichen Schlaglöchern steht schmutziges Wasser, der Lehmboden ist durch wochenlangen Regen grundlos und schmierig geworden.

Hartmann tritt aufs Gaspedal. Es ist die einzige Chance, hier durchzukommen. Hochauf spritzt das Wasser nach allen Seiten.

Auf einer kleinen Anhöhe, von Wald umrahmt, liegt das Haus.

Hartmann steigt aus. Der Weg zu dem modernen, im Bungalowstil erbauten Haus ist mit hellen Terrazzoplatten belegt. Links und rechts blühen, wie zu einem farbenprächtigen Teppich gewebt, grellbunte Krokusse, blaue Märzensterne, zartweiße Anemonen, gelbe Forsythien.

Von unten glitzert die türkisfarbene Fläche des Starnberger Sees.

Hinter dem riesigen ebenerdigen Fenster auf der Seeseite kniet Dorothee Sandringen inmitten von Blumentöpfen, deren Vielfalt an eine Gärtnerei erinnert.

Hartmann klopft ans Fenster. „Mach auf, Do!"

Die Frau blickt auf. „Mark!" ruft sie strahlend und ist mit ein paar Schritten an der Verandatür. „Wie reizend, daß du kommst . . ."

Den Topf mit den Papageientulpen, dessen Erde sie eben prüfte, hält sie immer noch in der Hand.

„Schau", sagt sie klagend, „er ist wieder zuviel gegossen worden, und das verträgt er nicht . . ."

Sie trägt einen grünseidenen Hausanzug und perlenbesetzte Pantoffeln.

„. . . also wenn unsereiner den ganzen Tag im Wasser steht, ist auch ein Schnupfen das mindeste, was er sich holt, nicht wahr?" Sie redet zu Hartmann, als hätte er Gartenbau studiert.

„Also, putz deinen Blumen die Nase, wenn sie sich verkühlt haben", sagt der Regisseur, „und dann stell sie weg. Du mußt nämlich mit mir verreisen. Heute. Jetzt gleich. Ich brauche dich, Do, verstehst du?"

Dorothee Sandringen antwortet nicht gleich. Sie geht mit ihren tierhaft weichen Schritten auf die Tür zu.

Hartmann stellt sich ihr in den Weg. „Do", sagt er ungeduldig, „sag mir jetzt bloß nicht, daß du nicht weg kannst wegen deiner Gänseblümchen. Tu nicht, als ob das deine Kinder sind. Schaff dir lieber wirklich welche an, es wäre Zeit dazu."

Do schiebt ihn unwirsch zur Seite. „Steh mir jetzt nicht im Wege, damit ich wenigstens meine Zahnbürste einpacken kann. Denn selbstverständlich fahre ich mit dir, wenn du mich brauchst."

Als Dorothee Sandringen eine halbe Stunde später mit Hartmann abfährt, weiß sie noch nicht einmal, wohin die Reise geht. Auf ihre Frage zuckt Hartmann die Schultern.

„Weiß selbst noch nicht genau."

Sie erreichen die Zufahrt zur Autobahn München—Stuttgart. Do blickt besorgt auf das Tachometer.

„Vergiß nicht, wie gern ich lebe, Mark."

„Allzeit dessen eingedenk, meine Liebe", erwidert er und gibt noch ein bißchen mehr Gas.

Do fühlt die fiebrige Unrast, die von Hartmann ausgeht. Aber sie weiß, daß es keinen Sinn hat, ihn nach dem Grund zu fragen. Er würde ihr ja doch nichts sagen.

So fahren sie in halsbrecherischem Tempo viele Stunden auf der Autobahn. Meist schweigen sie, oder sie unterhalten sich über Filme, Rollen, Kollegen.

Nur einmal setzt Do eine kurze Unterbrechung durch, als sie wegen nagenden Hungers mit einer sofortigen Ohnmacht droht.

Sie lassen Frankfurt hinter sich, erreichen Köln, fahren weiter nach Aachen, passieren die belgische Grenze.

Als sie durch Brabant fahren, ist es bereits dunkel.

Do ist bezaubert von der alten Stadt Loewen.

„Du wirst immer noch nicht wissen, wo du hinwillst, Mark", sagt sie sanft. „Ich aber für meine Person weiß es. Ich möchte hier, so nah wie irgend möglich bei diesem Haus . . .", sie zeigt auf das alte gotische Rathaus, „. . . übernachten."

Wider Erwarten hat Hartmann nichts dagegen. Sie finden ein Hotel ganz in der Nähe.

In der flämischen Gaststube wird ihnen ein Mahl serviert, reich, schwer und farbig, wie die Landschaft rundum. Hartmann schlingt es teilnahmslos hinunter.

Später fährt er den Wagen in die Garage. Als er zurückkommt, ist Do verschwunden.

Nach einer halben Stunde erscheint sie strahlend wieder. „Ich habe mir unbedingt das berühmte alte Invalidenhaus noch ansehen müssen", sagt sie.

„Wenn es seit Jahrhunderten steht, wäre es vermutlich auch heute nacht nicht eingefallen", brummt Hartmann und begleitet sie hinauf in ihr Zimmer.

Dort streckt ihm Do lächelnd die Hände entgegen. „Und du, Mark Hartmann", sagt sie weich, „wie oft warst du schon am Morgen verschwunden, obwohl du in der Nacht noch da warst?"

Jäh zieht er sie an sich und küßt sie.

„Sag mir, warum du so verzweifelt bist, Mark", flüstert sie. ⟶



Der Tradition ihres großen Namens verpflichtet, besitzt die Waldorf-Astoria Cigarette ASTOR Ansehen und Freunde in aller Welt

RITTER VOM BLAUEN BAND

Zwei Millionen Seeleute befahren heute die Meere. Manche von ihnen — man erkennt sie an der straffen Haltung, dem typischen Gang — besitzen das »Patent zum Kapitän auf Großer Fahrt«. Millionenwerte sind ihnen anvertraut. Allein tragen sie die Verantwortung für Schiff, Ladung, Passagiere, Besatzung; in Flaute und Sturm müssen sie ohne Zögern handeln und Gefahren meistern. Einige dieser Männer führen einen Ehrentitel: der KOMMODORE befehligt das Flaggschiff seiner Reederei, deren Ansehen er durch seinen Namen mehrt. Vielleicht hat er auch schon auf der berühmten Rennstrecke der Großschiffahrt, Southampton — New York, das blaue Band des Nordatlantik hereingeholt ...



Strammer Besuch von der Isar. Das riß die Aachener von den Stühlen, als die Münchner Prinzengarde in den Saal marschierte! Anlaß des Besuches aus dem fernen Bayern: Ein Münchner sollte den traditionellen „Orden wider den tierischen Ernst" erhalten.

Narrenparole aus Aachen:

Die Lage war noch nie so heiter!

Ordensträger Eberhard. Nachdem der Präsident des Aachener Karnevalsvereins, Jacques Königstein, den Orden dem stellvertretenden bayrischen Ministerpräsidenten und Finanzminister Dr. h. c. Rudolf Eberhard umgehängt hatte, stieg der närrische Minister in die Bütt und hielt eine heitere Rede.



Auch in Aachen: Mariechentanz! Der wohlbeleibte Tanzoffizier wirbelt zu närrischer Marschmusik sein Mariechen durch die Luft, so wie es jetzt allabendlich Brauch ist in all den deutschen Hochburgen der Narretei.



Prinz als Souffleur. Als die reizende Münchner Faschingsprinzessin Christine sich mit einer Rede an die Aachener Narren wandte, stand Prinz Klaus I. von Salvatorien dicht hinter ihr, diskret mit einem Zettel in der Hand. Man konnte ja nicht wissen...



„Morgen fängt dein Leben an"

„Sei still!" sagt Hartmann und meidet ihren Blick.

Aber Do gibt jetzt nicht nach. „Sieh mich an, Mark!" fordert sie. „Und sag mir die Wahrheit: Hast du an mich gedacht, als du mich küßtest, oder . . . an eine andere?"

Langsam lösen sich seine Arme von ihr. Er geht zur Tür und sagt: „Ich kann dir nicht antworten. Später einmal . . . vielleicht . . . Gute Nacht, Do."

Die Augen, die ihm nachblicken, sind voll Mitleid.

*

Am anderen Tag fahren Hartmann und Dorothee Sandringen nach Brüssel weiter.

Er ist an diesem Tag voll scharfer Schlagfertigkeit und beißender Ironie, er unterhält sie witzig und brillant. Aber manchmal, in kurzen Augenblicken, sieht Do am Spiel seiner Wangenmuskeln, wie er die Zähne zusammenbeißt.

In den fünf Jahren, die Do den Regisseur Mark Hartmann kennt, hat sie ihn niemals so gesehen.

Wenn er wütend ist, dann tobt und schreit er eben. Stört ihn etwas, sorgt er eiskalt dafür, daß es abgestellt wird. Will er etwas, so nimmt er es sich...

In Brüssel steigt Hartmann mit Do im Hôtel du Conseil de Brabant ab, rät ihr, Jean Louis Barrault zu besuchen, der gerade im Théâtre Royal de la Monnaie gastiert, und überläßt ihr sogar den Wagen.

„Dein Großmut bestürzt mich", sagt Do irritiert. „Und was machst du?"

„Ich werde schon nicht unter Langeweile leiden", antwortet er ausweichend.

So geht es auch am nächsten Tag. Do bringt nur aus ihm heraus, daß er im Universitätsviertel irgend etwas zu tun hat.

Am dritten Tag kommt er gegen Abend zurück und sagt: „Du mußt mir einen Gefallen tun, Do."

Er geht mit ihr in die Hotelhalle und läßt durch den Empfangschef ein Ferngespräch nach München anmelden. „Machen Sie es dringend", sagt er.

Dann legt er den Arm um die Schultern der Schauspielerin und sagt: „Hör zu! Es wird sich die Morbach-Klinik in München melden. Sag bitte, du möchtest Fräulein Livonius sprechen."

Do blickt ihn fragend an.

„Du brauchst nicht mit ihr zu sprechen," sagt er hastig. „Ich möchte nur feststellen, ob sie . . . " Er stockt. „ . . . ob sie noch da ist."

Der Mann am Empfang sagt: „München meldet sich, Herr Hartmann. Zelle zwei, bitte."

Hartmann schiebt Do erregt in die Zelle. Dann starrt er durch die Glaswand und sucht aus ihrem Gesichtsausdruck zu erkennen, was sie spricht und hört.

Als Do den Hörer einhängt, reißt er die Tür auf und packt die Schauspielerin am Arm. „Also, was ist?"

„Die Telefonvermittlung hat mir gesagt, daß das Fräulein nicht sprechfähig ist," erwidert Do.

„Dann lebt sie also noch." Er sagt es, als sei er von einer drückenden Last befreit. Er strahlt auf einmal, gibt Do mitten in der Halle einen Kuß.

„Livonius?" sagt Do und überlegt. „So hieß doch die kleine Kollegin nicht, die sich vergiften wollte?"

„Nein," sagt Hartmann. „Und jetzt sei ein liebes Mädchen und frag nicht weiter. Weißt du was? Wir gehen heute ganz groß aus."

Sie essen in dem berühmten Feinschmeckerlokal „Epaule de Mouton" zu Abend, und dann gehen sie zum Tanzen in eine kleine Bar.

Hartmann und Do sind brillante Tänzer. Es dauert nicht lange, und die anderen Paare räumen die Tanzfläche, um ihnen zuzusehen. Und schließlich applaudieren sie im Takt der Musik.

Aber so unbekümmert sich Hartmann an diesem Abend gibt . . . seine Gedanken scheinen weit weg zu sein.

Schließlich sagt er während einer Samba unvermittelt: „Übrigens, Do, hättest du etwas dagegen, wenn wir morgen nach München zurückfahren würden?"

Do hat nichts dagegen, obwohl ihr klar ist, daß eine andere Frau dahinterstekken muß.

Lange Zeit beobachtet sie den Mann, den sie seit langem liebt, von der Seite. Schließlich sagt sie, und es klingt fast be-

„Morgen fängt dein Leben an"

wundernd: „Eine seltsame Frau muß das sein, die das aus dir macht. Eine Hexe . . . oder eine Heilige?"

„Beides," erwidert er und fügt rasch hinzu: „Also, wir fahren morgen früh um sechs . . ."

*

Doktor Eva Asam sitzt in ihrem Wohnzimmer und hält ein medizinisches Fachbuch in der Hand. Aber sie liest nicht. Ihre Gedanken sind weit weg von Fragen der Medizin. Sie beschäftigen sich mit zwei Männern.

Mit Morbach und Hartmann . . .

Seit jenem Abend im „Bayrischen Hof" ist ihr, als habe sich etwas in ihrem Leben von Grund auf verändert.

Obwohl doch eigentlich nichts geschehen ist . . .

Professor Morbach war nicht böse gewesen am Tag nach der Abendgesellschaft im „Bayrischen Hof". Er war viel zu gerecht, um ihr Vorwürfe zu machen. Er hatte nur leichthin gesagt: „Das hast du davon. Wenn alternde Männer eifersüchtig werden, ist das ziemlich lächerlich", und er hatte sogar ein paar versöhnliche Worte über Hartmann gesagt.

Aber seine Augen blickten sie seitdem sonderbar forschend an. War es ein Zufall, daß er nun darauf drängte, sobald wie möglich zu heiraten? War er vielleicht wirklich eifersüchtig?

Und was war dieser Hartmann für ein Mensch?

Eva zuckt zusammen, als die Klingel schrillt. Es ist schon nach zehn, sie erwartet keinen Besuch mehr an diesem Abend.

Sie geht in die Diele und drückt auf den Türöffner. Sie hört, wie die Gartentür zufällt, wie die Haustür einschnappt, wie elastische Schritte die Treppe heraufkommen.

Eva öffnet die Tür zur Wohnung.

Vor ihr steht Mark Hartmann.

„Kein Grund zur Aufregung, Fräulein Doktor", sagt der Regisseur spöttisch. „Es hat nichts mit meiner Branche zu tun, daß ich zu Ihnen komme, nur mit der Ihren."

„Bitte kommen Sie doch herein", sagt Eva unsicher, führt ihn ins Wohnzimmer und weist auf einen Sessel.

Hartmann übersieht die Geste. Er bleibt mitten im Zimmer stehen.

„Wie geht es Fräulein Livonius, Dr. Asam?" fragt er.

Eva läßt sich in einen Sessel fallen. „Es ist eine Verschlechterung eingetreten, obwohl . . ." Sie spricht nicht weiter. Sie denkt daran, daß die kleine Anke in der Klinik noch ein paar glückliche Stunden durch die Freundschaft mit Sylvia Herzog erlebt hat. Durch die Stunden mit der jungen Schauspielerin, die sich wegen Mark Hartmann vergiften wollte.

Aber das sagt Eva Asam dem Regisseur nicht. Sie sagt nur noch: „Wir müssen jeden Tag mit Ankes Tod rechnen."

Hartmann greift in die Innentasche des Mantels und zieht ein kleines Paket heraus.

„Kommen wir zum Anlaß meines Besuches", sagt er. „In diesem Paket sind dreißig Ampullen mit dem Serum des Dr. Delachaux. Ich habe ihn in Brüssel aufgesucht. Er stellt Ihnen das Mittel für Anke Livonius zur Verfügung. Die genauen Anweisungen für die Verabreichung hat Dr. Delachaux in einem besonderen Schreiben an Sie, das hier beiliegt, festgelegt. Voraussetzung für die Anwendung ist, daß Sie engsten Kontakt mit Delachaux halten."

Eva starrt auf das Paket, das ihr Hartmann immer noch entgegenhält. Sie ist unfähig, die Hand danach auszustrecken.

„Herr Hartmann", sagt sie, „ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll."

„Lassen Sie nur, Doktor Asam", winkt er lässig ab. „Das gehört in meiner Branche so dazu."

Damit legt er das Päckchen auf den Tisch, verbeugt sich. Eine Sekunde später hat er das Zimmer verlassen.

Eva läuft in die Diele, reißt die Wohnungstür auf, ruft die Treppe hinunter: „Aber, Herr Hartmann . . ."

Da hört sie, wie unten bereits der Motor des Wagens anspringt.

Und während sie in das Zimmer zurückgeht, überfällt sie wieder die Frage: Was ist dieser Hartmann eigentlich für ein Mensch? *(Fortsetzung folgt)*

Das Doppelleben des Anwalts Pierre Jaccoud

Drama einer verbotenen Liebe

Fortsetzungsbericht von Heinz Weibel-Altmeyer und Ingrid Etter

Ein Mann, der aus kleinen Verhältnissen stammt, macht eine glänzende Karriere, wird der berühmteste Anwalt der Schweiz, einflußreicher Politiker, eine Stütze der Genfer Gesellschaft. Bis er dann eines Tages auf der Anklagebank landet . . .

Der Mann heißt Pierre Jaccoud.

Die Genfer Geschworenen haben ihn vor kurzem wegen Totschlags, begangen an dem Landmaschinenvertreter Charles Zumbach, zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt.

Sein Verhängnis begann damit, daß er sich in die hübsche Linda Baud, Sekretärin bei Radio Genf, besinnungslos verliebte. Kopfüber stürzte sich der prominente Anwalt von Ali Khan und der Begum in das Abenteuer seines Lebens. Er zerstörte seine Ehe, vernachlässigte seine Kinder, lebte nur noch für Linda Baud, die ihre Freunde „Püppchen" nannten.

*

Eine kleine Atelierwohnung, die Jaccoud für Linda Baud mietet, wird zum heimlichen Treffpunkt der beiden.

Hier verwandelt sich Linda in die Frau, die ihren Geliebten immer neu fasziniert, die ihn von Sinnen sein läßt, wenn sie einmal in einer Stunde der Vernunft davon zu sprechen beginnt, daß ihre Liebe keine Zukunft hat.

Linda ist Galathee. Jaccoud ist Pygmalion . . . So werden es die Psychiater später einmal deuten . . .

Linda ist die Frau, die sich stets von ihm neu formen läßt. Sie liest aus seinen Augen ab, was ihm gefällt. Sie verwandelt sich so lange, bis sie seinem Frauenideal gleicht.

Sie liebt die Bücher, die er liebt. Sie schwärmt von der Musik, für die er schwärmt.

Sie wird zu seinem Wesen, zur Galathee.

Und wie Pygmalion in der alten Sage Aphrodite angefleht hat, ihm die aus Marmor geschaffene Galathee zur Frau zu geben, so ist Pierre Jaccoud bald nur noch von dem einen Wunsch besessen, Linda Baud zu heiraten.

Damit beginnt die Tragödie . . .

Eine Scheidung Pierre Jaccouds von seiner Frau Erna würde nicht nur seinen Sturz aus der höchsten Gesellschaftsschicht bedeuten, es wäre auch sein moralisches Todesurteil in Genf, in der Stadt Calvins.

Darüber sind sich beide klar.

Und doch sprechen sie wochenlang, monatelang in zahllosen Nächten über nichts anderes. Sie sagen, sie wollten alles opfern, Karriere und Ansehen, ihre Bindungen an ihre Familien und an die Heimatstadt.

Aber wenn die Stunde des Abschieds kommt, verläßt sie stets von neuem die Entschlossenheit, alle Hemmungen abzuschütteln.

„Ich habe keinen Mut, und ich habe nicht die Kraft dazu", sagt Jaccoud einmal zu Linda und sinkt schluchzend zusammen.

Da wagt sie es zum erstenmal, ihm zu erwidern: „Vielleicht sollten wir versuchen, uns zu trennen . . ."

„Nein!" Er springt aus seinem Sessel, wirft sich vor ihr nieder und legt seinen Kopf in ihren Schoß.

Sie beugt sich zitternd zu ihm nieder und flüstert: „Nein, das hätte ich nicht sagen dürfen . . ."



Sie wurde Jaccoud zum Schicksal

Während der dramatischen Gerichtstage im Genfer Justizpalast verlor Linda Baud, die frühere Geliebte des Angeklagten Pierre Jaccoud, nicht einen Augenblick ihre kühle, überlegene Haltung. In einer Verhandlungspause unterhielt sie sich lächelnd mit einem guten Bekannten. Diese kühle Gelassenheit war es auch gewesen, die Jaccoud um den Verstand gebracht hatte . . .

Seamaster Präzision unter jedem Klima

Ref. 2846 Seamaster, automatisch, wasserdicht, stoßgesichert, antimagnetisch, mit Lederband

18 kt Gold *DM 698.-*
Edelstahl mit 14 kt Goldhaube DM 390.-
Edelstahl *DM 298.-*
Weiteres Seamaster-Modell Ref. 2802
14 kt Gold *DM 598.-*

Abgebildetes Original-Omega-Ansatzband in 18 kt Gold und Edelstahl (Ref. 7077) durch jeden Omegakonzessionär erhältlich.

Vor mehr als 15 Jahren haben Ingenieure der Omega in Zusammenarbeit mit Experten der Marine und der Luftfahrt die Seamaster entworfen und damit *die* wasserdichte Präzisionsuhr geschaffen, die den allerhöchsten Anforderungen unseres technischen Zeitalters entspricht.

Seitdem haben Ingenieure in der sengenden Hitze der Sahara, Wissenschaftler im arktischen Norden, Sport- und Berufstaucher in den Tiefen der Weltmeere die überlegene Qualität der automatischen und wasserdichten Seamaster erfahren.

Sie hat eine Widerstandsreserve, die Sie vermutlich nie völlig in Anspruch nehmen werden. Weder rasch wechselnde Temperatur- und Druckunterschiede noch Staub und Salzwasser können das äußerst präzise automatische Seamasterwerk schädigen. Unermüdlich und unverwüstlich, gibt die Seamaster die genaue Zeit.

Deshalb wird auch Ihnen diese Omega das Gefühl der Sicherheit und Verläßlichkeit geben, sobald sie sich in ihrer klargeschnittenen Form um Ihr Handgelenk schmiegt.



OMEGA HAT DAS VERTRAUEN DER WELT

Drama einer verbotenen Liebe

Aber von dieser Stunde an ist Jaccoud unruhig. Er fürchtet, daß Linda sich doch von ihm trennen könnte. Ja, er schneidet sogar manchmal von sich aus die Frage an, rät ihr dazu . . . und fleht sie zum Schluß doch wieder an, bei ihm zu bleiben.

Ein Brief aus der ersten Zeit ihrer qualvollen Leidenschaft ist erhalten.

„*Meine Geliebte*", schreibt Jaccoud aus Paris an Linda. „*Deine beiden Briefe habe ich erhalten, den einen diesen Morgen, den anderen heute abend. Ich habe sie mit der Angst eines zum Tode Verurteilten erwartet. Jetzt liegen sie vor mir. Was kann wunderbarer sein als eine Botschaft von Dir, was kann geheimnisvolleres Entzücken bereiten als Dein Herz!*

Und doch habe ich wieder daran gedacht, was uns bedrückt. Um Dir ein normales Leben zu ermöglichen, muß ich mich vorbereiten, aus Deinem Dasein zu verschwinden. Aber Du weißt, Linda, ich kann doch nichts anderes mehr, als Dich lieben . . .

Ich bin, leider Gottes, mein süßes kleines Mädchen, wie ein alter Hund, der sich nicht mehr daran erinnern kann, wozu er dressiert wurde, und der vielleicht bald bei seinesgleichen im großen Massengrab landen wird.

Aber trotz meines Wahnsinns lebe ich noch immer. Sollte ich annehmen dürfen, daß eine himmlische Hand mein Schicksal leitet?

Geliebte, oh, mein sehr geliebtes Kind, wann wirst Du mir erklären, was ich schon ahne?"

Er schickt ihr mit diesem Brief einen großen Strauß roter Rosen . . .

Und sie antwortet:

„*Meine kleine Biene!*

Deine Rosen brachten mir alles von Dir. Rote, feste Rosen, mein Engel, sie waren wunderbar . . .

Er leugnete bis zuletzt. Pierre Jaccoud war ein kranker Mann, als der Prozeß gegen ihn eröffnet wurde. Im Rollstuhl wurde er in den Gerichtssaal gefahren. Und obwohl alle Indizien gegen ihn zeugten, beteuerte er: „Ich bin unschuldig... Ich habe nicht gemordet."

Was wir besitzen, Pierre, ist so herrlich, daß wir es niemals verlieren wollen.

Gute Nacht, meine kleine Alge. Ich sage Dir, daß ich Dich liebe . . ."

✱

Es ist wenige Minuten nach neun Uhr abends, als Linda ihren Schreibtisch in der Direktion des Genfer Senders verläßt. Sie nimmt sich ein Taxi, um keine Minute mehr zu verlieren, und fährt in ihre Atelierwohnung.

Sie hat Pierre drei Stunden warten lassen.

Als sie die Tür öffnet, fährt sie zurück. Nur eine einzige Lampe brennt im Salon. Sie beleuchtet den Kopf des Mannes, der auf der Couch hingestreckt ist, starr wie ein Toter.

Neben seiner linken Hand liegt . . . eine Pistole.

„Pierre!" schreit Linda auf. „Pierre, was hast du getan?"

Ganz langsam bewegt sich sein Kopf. Sein Gesicht wirkt fremd und kalt.

„Ich wollte dich nur noch einmal sehen, bevor ich Schluß mache", sagt er. „Es ist der einzige Ausweg, den ich sehe. Ich werde von dieser Erde verschwinden, damit du frei bist . . ."

Mit wenigen Schritten ist sie neben ihm.

„Pierre", schluchzt sie auf. „Ich liebe dich. Ich will immer bei dir bleiben. Ich will niemals frei sein . . ."

Da überzieht ein Lächeln sein Gesicht. Fast unhörbar sagt er: „Verzeih mir, Linda . . ."

Am nächsten Morgen stürmt Linda in aller Frühe in das Büro ihrer Freundin Evelyn Hirsch, der Chefin der Schallplattenabteilung von Radio Genf.

Aufgeregt berichtet sie, daß ihr Geliebter sich das Leben nehmen wollte.

„Es war ein entsetzlicher Schrecken für mich", sagt sie. „Ich habe Angst vor ihm bekommen. Diesen Anblick werde ich nie vergessen können."

Gleich darauf ruft Jaccoud sie von seiner Kanzlei aus an. „Ich muß mich noch einmal entschuldigen bei dir", sagt er zerknirscht. „Wenn ich darüber nachdenke, was ich dir heute nacht angetan habe, Liebes . . ."

„Bitte, hör auf, Pierre," unterbricht ihn Linda. „Ich weiß, du hast mich nur prüfen wollen, ob ich dich wirklich liebe. Ich kann das sehr gut verstehen. Denn auch ich habe immerzu Angst, ich könnte dein Herz verlieren."

In den nächsten Wochen verwandelt Pierre Jaccoud das schöne Mädchen nun auch äußerlich. Er führt sie in elegante Modehäuser, kauft ihr geschmackvolle Kleider. Ihre Frisur wird geändert, Jaccoud schenkt ihr Schmuck. Er bringt ihr bei, wie man ein Taxi herbeiwinkt, wie man Trinkgelder gibt.

Und Linda ist gelehrig. Aus dem provinziellen Mädchen wird eine Dame.

Haben sie sich bis dahin meist nur in Lindas Atelier gesehen und in kleinen Cafés getroffen, um in irgendeinen verschwiegenen Kurort in den Bergen zu fahren, so sehen sie sich jetzt oft in den eleganten Hotels von Genf. Im Hotel „Du Rhone", oder im Hotel „De Bergues", oder im Hotel „Richemond", den Treffpunkten der internationalen Gesellschaft.

Jaccoud ist so sehr in seine Leidenschaft verstrickt, daß es ihn nicht mehr kümmert, ob seine Liaison mit Linda die Genfer Bürger schockiert.

In dieser Zeit sagt er einmal zu ihr: „Unser Verhältnis gleicht sehr der Liebe von Victor Hugo zu Juliette Drouet. Die beiden haben sich genausowenig aus dem gemacht, was die anderen sagten . . . und sie waren unendlich glücklich dabei."

„Soviel ich weiß", erwidert Linda bitter, „war allerdings Victor Hugos Frau mit diesem Verhältnis einverstanden. Und die drei lebten nicht in Genf, sondern in Paris."

„Meiner Frau wird nichts anderes übrigbleiben, als uns eines Tages den Weg frei zu geben", sagt Jaccoud. „Es ist sicher nur eine Frage der Zeit . . ."

Aber er irrt sich. Erna Jaccoud denkt nicht daran, sich von ihrem Mann scheiden zu lassen. Obwohl sie sich längst darüber klar geworden ist, daß sie seine Liebe endgültig verloren hat.

Sie sagt ihm unmißverständlich: „Wir leben in Genf, keiner von uns kann sich das leisten. Wenn du dein Verhältnis nicht endlich löst, bringst du Unglück über uns alle. Nicht nur über mich und die Kinder, sondern auch über dich und . . . auch über deine Freundin."

Diese Auseinandersetzung mit seiner Frau bringt Jaccouds Entschlossenheit ins Wanken, sich einfach ein Leben wie Victor Hugo zu erzwingen. Aber trotz aller Vernunftgründe kann er sich nicht von Linda trennen.

Es beginnen wieder die Nächte im Atelier. Bei Kerzenschein und leiser Klaviermusik fliehen sie in die Welt ihrer Träume, erleben sie Stunden des Glücks, der Qualen und . . . der Reue.

✱

Jaccouds wilde Eifersucht flammt zum erstenmal auf, als Linda ihm erzählt, sie habe ihren Bekannten Jean wieder getroffen. Sie ist mit ihm zwei Jahre verlobt gewesen und hatte sich von ihm getrennt, kurz bevor sie Jaccoud kennenlernte.

„Du hast mir nie Näheres über ihn erzählt", sagt Jaccoud mißtrauisch. „Was will er jetzt?"

„Ich habe dir einmal gesagt, daß wir unsere Verlobung auflösten, weil mir sein Charakter nicht gefiel. Er war ein geiziger Kleinbürger, der mit allem unzufrieden war. Inzwischen hat er jahrelang im Krankenhaus gelegen."

„Und jetzt will er dein Mitleid erwekken?" unterbricht sie Jaccoud. „Sollst du wieder zu ihm zurückkehren?"

„Pierre, ich werde nie von dir weggehen, zu keinem anderen Mann."

„Dann sag mir endlich, was er von dir will."

„Er sucht als Rundfunktechniker eine Stelle bei Radio Genf. Er hat mich angerufen, weil ich dort arbeite. Ich kann ihm zwar nicht helfen. Aber du, Pierre, bist Präsident des Verwaltungsrates."

So einfach und logisch die Erklärung ist . . . den eifersüchtigen Jaccoud befriedigt sie nicht.

„Ich will mir den Mann genau ansehen, den du vor mir geliebt hast."

Schon für den nächsten Tag lädt er Jean in ein kleines Restaurant ein.

Abends sagt er zu Linda: „Dieser Jean ist ein sympathischer und kluger Mann. Weshalb hast du gesagt, er hätte einen unerfreulichen Charakter?"

„Pierre, du verstehst wenig von Frauen, glaube ich. Eine Frau urteilt nach anderen Gesichtspunkten als ein Mann", sagt Linda lächelnd. „Vor allem, wenn ihre Liebe zu ihm erloschen ist."

„Findest du ihn wirklich so unausstehlich?"

Linda hebt die Schultern. Sie ahnt nicht, worauf er plötzlich hinaus will. Es ist ihr nur klar, daß sein seltsamer Anfall von Eifersucht sehr schnell vorübergegangen ist.

„Ich finde ihn so nett, daß ich glaube, er hätte es verdient, wenn du ihm hilfst", sagt sie diplomatisch.

„Er sollte dir sympathisch sein", sagt er.

Sie betrachtet ihn erstaunt. Er tritt dicht neben sie und legt seinen Arm um ihre Schulter.

„Linda", sagt er ernst. „Wir haben schon so oft darüber gesprochen, daß es mit uns beiden nicht immer so weitergehen kann. Die Hindernisse für eine Heirat sind unüberwindlich. Du darfst mir nicht weiter die schönsten Jahre deines Lebens schenken, bis es zu spät ist, einen anderen Mann zu finden."

Sie schmiegt sich an ihn. „Pierre, sprich nicht weiter."

„Doch, ich habe lange darüber nachgedacht. Du brauchst einen Mann, der dich leitet. Bis jetzt bin ich dieser Mann gewesen. Ich möchte dich auch niemals ganz verlieren. Aber wenn ein anderer käme, der dich liebte . . .?"

„Pierre, du meinst?"

„Ja", sagt er leise, „Jean könnte dieser Mann sein, Linda."

Aber noch ehe sie antworten kann, reißt er sie an sich.

„Nein, nimm das nicht ernst, was ich eben gesagt habe. Du darfst niemals von mir weggehen. Ich würde das nicht überleben. Ich kann nicht so vernünftig sein, auch wenn Vernunft das einzige wäre, was uns helfen könnte."

Von dieser Stunde an vermeiden sie beide, den Namen Jean noch einmal zu erwähnen. Der Mann wird die Stelle bei Radio Genf nie erhalten . . .

✱

Im Sommer 1956 reisen Jaccoud und Linda nach Rom. Beide sind am Ende ihrer Nervenkraft. Seit Tagen leben sie stumm nebeneinander. Jeder weicht dem Blick des anderen aus.

Es ist zu Ende . . . Sie wissen es beide.

Acht Jahre hat es gedauert. Acht Jahre verbotener Leidenschaft. Jetzt sind sie ausgebrannt.

„Wir müssen darüber reden, was nun wird", sagt Jaccoud plötzlich. Sie sitzen in einer Bar.

Lindas Gesicht ist blaß. Jaccoud nippt nervös an einem Kaffee.

„Wie hast du es dir vorgestellt?" fragt Linda.

„Wir wollen immer Freunde bleiben. Wir wollen uns sehen. Wir wollen ausgehen, und wir wollen alle unsere Sorgen teilen. Aber unsere Liebe müssen wir verbannen."

„Glaubst du wirklich, daß wir stark genug dafür sind?" fragt Linda. „Ich werde dich immer lieben, Pierre."

Er zwingt sich, sie nicht anzusehen. „Wir wollen es mit aller Kraft versuchen. Ich weiß, daß es schrecklich sein wird für uns. Aber du bist jung, Linda. Du wirst bald einen anderen Mann finden. Wenn ich dich eines Tages mit einem anderen wirklich glücklich sehe, werde ich auch in mein altes Leben zurückfinden."

Sie lacht bitter auf. „Vielleicht werde ich mich trösten. Aber glücklich . . ."

Sie nimmt ihr Glas und leert es auf einen Zug. Dann erhebt sie sich brüsk. „Pierre, wir wollen gehen."

Als er ihr den Arm reicht, lehnt sie sich zitternd an ihn. Plötzlich ist ihr Gesicht mit Tränen überströmt.

Noch in derselben Nacht fliegen sie nach Genf zurück.

Es ist vorbei . . . glauben sie.

✱

In den nächsten Monaten vergräbt sich Jaccoud in seine Arbeit. Zu Hause spricht er wieder mit seiner Frau über Pläne und Sorgen. Einige Freunde seiner Partei haben ihm nahegelegt, für den Posten des Justizministers des Kantons Genf zu kandidieren.

Soll er annehmen? Er wägt lange ab. Wenn es wieder ruhiger um ihn geworden ist, werden ihm sicher noch höhere Parteiämter offenstehen. Seine Partei hofft, eines Tages den Bundespräsidenten stellen zu können. Ein Mann wie Pierre Jaccoud besitzt die Chance, nominiert zu werden.

Im Herbst 1956 fährt Jaccoud zum erstenmal seit vielen Jahren wieder mit seiner Familie in Urlaub. Sie bleiben zwei Wochen im Tal der Loire, einer der bezauberndsten Gegenden Frankreichs.

Erna Jaccoud spürt die Veränderung, die in ihrem Mann vorgegangen ist. Aber die Kluft zwischen ihnen ist noch zu tief.

In Genf fragt er sie eines Tages: „Wo ist die Pistole, die du mir vor ein paar Jahren weggenommen hast?"

Sie betrachtet ihn prüfend: „Du weißt, weshalb ich es getan habe."

Sie hat damals entsetzliche Stunden mitgemacht. Mehrfach hatte er von Mord gesprochen.

Jetzt sagt sie: „Ich gebe dir das Ding zurück unter der Bedingung, daß du es in die Rhone wirfst."

Er verspricht es. Aber wirft er die Pistole wirklich in die Rhone? Drei Jahre später wird diese Frage in seinem Prozeß eine wichtige Rolle spielen . . .

Von Linda Baud hört Jaccoud während dieses halben Jahres nach der Trennung nur sehr selten etwas.

Es ist vorbei . . . hoffen sie.

Mitte Januar 1957 ruft Linda den Anwalt in seinem Büro an. „Ich bin in Crans beim Wintersport. Wenn du dich in dein Auto setzt, bist du in zwei Stunden bei mir. Kommst du?"

„Ich weiß nicht", sagt er zögernd.

„Es gibt wunderbare Männer hier." Ihre Stimme vibriert. „Wenn überhaupt, dann habe ich hier die Möglichkeit, einen anderen Mann zu finden, der auch dir gefallen würde. Kommst du?"

Er fährt nach Crans.

Linda erwartet ihn in der Halle des Hotels. Sie springt aus ihrem Sessel auf und läuft ihm strahlend entgegen.

„Darf ich dir einen Kuß geben? Ich möchte nämlich gern, daß hier einige Leute eifersüchtig werden."

Lächelnd läßt er es sich gefallen.

„Komm", sagt Linda, „ich möchte dich einer jungen Dame vorstellen, mit der ich mich angefreundet habe."

Sie schleppt ihn zu einer auffällig geschminkten italienischen Schönheit.

Eine halbe Stunde sitzt Jaccoud bei ihnen. Dann erhebt er sich unvermittelt. „Ich möchte noch heute nacht nach Genf zurückfahren. Bitte, sei nicht böse."

Linda wirft ihm einen erstaunten Blick zu. Schweigend geht sie neben ihm her. Bis zu seinem Wagen. „Weshalb willst du zurückfahren?"

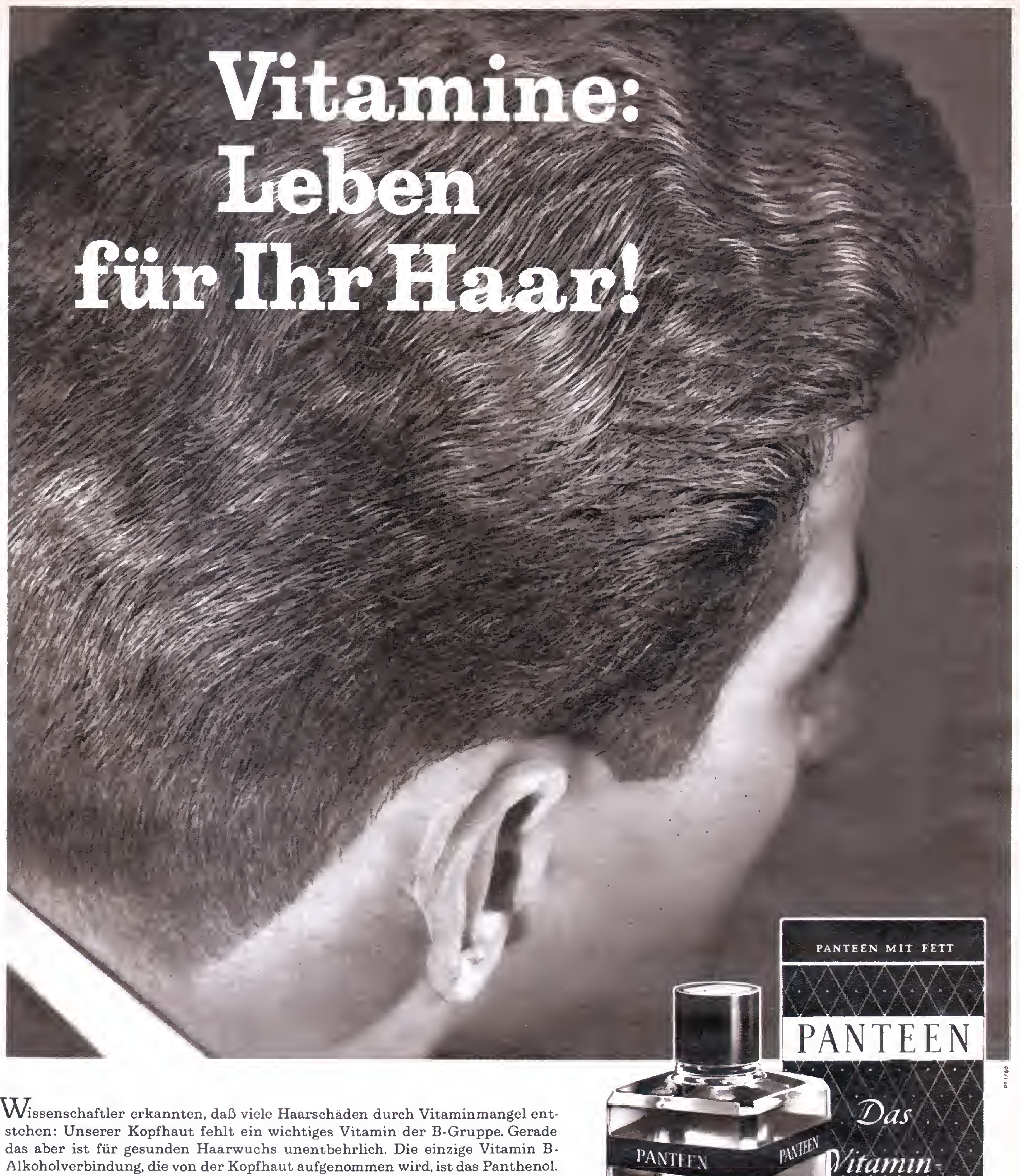
„Weil mir deine Freundin nicht gefällt. Und weil ich die Augen einiger Männer gesehen habe, die vorbeigegangen sind. Du bist zu schade für solche Männer. Überlasse sie der Italienerin."

Er küßt sie auf die Wange, dann wendet er sich ab und steigt in sein Auto.

Aber schon am nächsten Tag ist Linda in Genf. Sie treffen sich.

Es ist nicht vorbei . . .

(Fortsetzung folgt)



PANTEEN MIT FETT

PANTEEN

PANTEEN

PANTEEN

Das Vitamin-Haarwasser

MIT FETT

Wissenschaftler erkannten, daß viele Haarschäden durch Vitaminmangel entstehen: Unserer Kopfhaut fehlt ein wichtiges Vitamin der B-Gruppe. Gerade das aber ist für gesunden Haarwuchs unentbehrlich. Die einzige Vitamin B-Alkoholverbindung, die von der Kopfhaut aufgenommen wird, ist das Panthenol. Dieser patentierte Wirkstoff, der Schuppen beseitigt, der den Haarboden elastisch und schuppenfrei erhält, der das Haar von der Wurzel her mit täglich neuer Lebenskraft versorgt – dieser Wirkstoff ist nur in PANTEEN enthalten.

Vitales Haar beeindruckt

Kräftiges, gesundes Haar bestimmt entscheidend den Eindruck, den ein Mann auf seine Umgebung macht. Man wirkt sympathisch, jung, gepflegt. Gesundes Haar läßt sich bis ins Alter erhalten, wenn der Haarboden durch regelmäßige Vitaminbehandlung funktionsfähig bleibt. Darum braucht Ihr Haar PANTEEN.

PANTEEN - *der vollen Pflege wegen!*

DM 3.45 | 5.85

Das Treffen der großen Zwei

Fortsetzung von Seite 17

Spitze des Doms hinaufblickt. Zum erstenmal in seinem Leben ist er vom Nutzen der NATO-Waffenbrüderschaft wirklich überzeugt, die seinen Sohn Jan zum Dienst für die gemeinsame Sache in die Kaserne nach Köln-Ossendorf berufen hat. Der Vorwand, sein streitbares Fleisch und Blut besuchen zu wollen, gibt ihm die Möglichkeit, hier an der Wiege des rheinischen Frohsinns die sagenhaften „drei tollen Tage" so auszukosten, wie es sich nur ein langjähriger Familienvater in seinen stillsten Träumen ausmalen kann. Sein Töchterchen Marie — genannt Mie —, sozusagen das lebendige Alibi für die Ehrbarkeit seiner Vorsätze, wird mit ihrem süßen Gesicht und dem französischen Erbteil der Mutter eigene Wege des Vergnügens suchen und finden, dessen ist er gewiß. Selbstgefällig und durchaus mit sich zufrieden, schlendert Klas van den Bosch zum Dom-Hotel hinüber.

*

„Und wenn de dich auf der Kopf stellst", flüstert der Page Pitter Nelles erregt dem Portier Josef Schmitz in der Ewigen Lampe zu, „dat ist er, dat muß er sein!"

Josef schüttelt skeptisch sein ergrautes Haupt. „Du Jeck, wat soll der Eisenhower denn ausjerechnet zum Fastelovend am Rhein? Wo doch jetzt überhaupt nit rejiert wird!"

Aber der Glaube von Pitter an die Identität des vornehmen Gastes ist nicht zu erschüttern. Und als er gar bei einem vorwitzigen Blick ins Gästebuch den Vornamen „Dwight D." liest, beschließt er, Geschichte zu machen. Er ruft seinen Bruder an.

„Herr Nelles, Telefon", flötet das ältliche Fräulein Gudula beim Rheinischen Verkehrsverein E. V. und reicht ihrem Kollegen den Hörer. „Et is nur Ihr Bruder", sagt sie bedauernd mit himmelndem Augenaufschlag.

Anton Nelles ist wütend. Was will der Bengel jetzt, in der Hauptgeschäftszeit? Er ist schon im Begriff, den Hörer auf die Gabel zu knallen, als er plötzlich stutzt. Was ihm sein Bruder Pitter da erzählt, klingt so phantastisch, daß man es nicht glauben kann. Aber wenn doch etwas daran wäre? Wenn er, Anton Nelles, Angestellter beim Verkehrsverein, als erster einem weltpolitischen Ereignis von schicksalhafter Bedeutung auf die Spur gekommen wäre? Der amerikanische Präsident in Köln! Ausgerechnet jetzt, wo kein Minister zu erreichen ist ...

Billa Menges, die Telefonistin im Domhotel, glaubt in diesem Augenblick zu träumen. Der dicke, glatzköpfige Herr, der sich von ihr eine Verbindung zur Kaserne in Ossendorf hat herstellen lassen und jetzt lebhaft gestikulierend in Zelle 3 spricht — das ist doch —, aber nein, dann hätte sich längst die halbe Stadt vor dem Hotel versammelt. Wieder blickt sie prüfend nach der Zelle hinüber. Aber der wulstige Specknacken, das breite Lächeln, die kleinen, vergnügten Augen, das alles ist genauso, wie man es von tausend Abbildungen her kennt. Dieser Mann in der Zelle ist Nikita Chruschtschow, der Berühmte, Gewaltige, Gefürchtete! Vorsichtig legt Billa einen kleinen Hebel um und schaltet sich in das Gespräch ein. Die krächzenden, knarrenden Kehllaute aus van den Boschs Kehle klingen in Billas Ohren wie Russisch. Als mehrfach das Wort „Meisje" fällt, schwinden bei Billa sämtliche Zweifel: Mais, die Lieblingsspeise von Nikita Chruschtschow! Am liebsten wäre sie sofort aufgesprungen, um ihre sensationelle Entdeckung dem Hoteldirektor mitzuteilen. Sie beherrscht sich aber und wählt hastig eine Telefonnummer.

„Herr Nelles, Telefon!" säuselt Fräulein Gudula im Verkehrsverein. „Diesmal Ihre Braut."

Anton Nelles, der an diesem Tag mit heiserer Stimme zum tausendsten Male bedauert, daß kein Tribünenplatz für den Rosenmontagszug mehr zu haben sei, stöhnt: „Ausgerechnet jetzt!"

Als aber Billas zitternde Stimme an sein Ohr dringt, schmilzt er dahin. Fräulein Gudula, die wenigstens den Widerschein des Liebesgeflüsters in Antons Gesicht genießen möchte, bemerkt jedoch mit Entsetzen, wie die Züge des jungen Mannes länger werden, bis er schließlich mit aufgeklapptem Unterkiefer in einen Stuhl sinkt.

„Warte", stößt Anton hervor, „ich komme sofort! Ich muß das mit eigenen Augen sehen!"

*

Vater und Sohn Nettekoven sitzen bei einem Bier in der Halle der „Ewigen Lampe" und machen Pläne, wie man die drei tollen Tage in Köln bis zur Neige auskosten kann.

Außer der Besichtigung des Rosenmontagszuges, zweifellos das Kernstück der Wiedersehensfeier mit der alten Heimat, entschließt man sich zu einer Prunksitzung der Prinzengarde im Gürzenich, zu einer Herrensitzung bei den „Roten Funken" und zu dem vielberühmten Lumpenball.

Billy Nettekoven fällt es dabei auf, daß ein Page sich unauffällig in ihrer Nähe zu schaffen macht und ihn so intensiv beobachtet, als sei er zur persönlichen Bedienung dieser beiden Gäste abgestellt.

William winkt den Jungen heran. Pitter Nelles, sich des historischen Augenblicks bewußt, tritt mit Respekt an den Tisch.

„Well, my boy", radebrecht Nettekoven mit gespielter Strenge, „was spionierst du hinter uns her?"

Pitter möchte in den Boden versinken und erklärt zitternd: „Oh, Herr Präsident, ich verrate nix."

Nettekoven stutzt. Er blickt Pitter über den Rand seiner Lesebrille an: „Was heißt »verraten«?"

Pitter stammelt: „Ich weiß, wer Sie sind." Dann flüstert er: „I like Ike!"

Vater und Sohn brechen gleichzeitig in schallendes Gelächter aus. Der alte Nettekoven droht Pitter mit dem Finger: „Top secret! Boy, Staatsgeheimnis!"

*

In der verlassenen Telefonkabine von Billa Menges im Domhotel zaubern die ungeduldigen Leuchtsignale wartender Gäste ein kleines Feuerwerk auf dem Vermittlungsschrank. Die pflichtvergessene junge Dame steht neben ihrem Verlobten Anton Nelles an der Glastür zum Speisesaal und deutet in den Raum.

„Dat is er, da drüben!" flüstert Billa, „am Fenstertisch." Anton folgt ihrem Finger und zuckt zusammen.

„Tatsächlich!" murmelt er.

Nikita und Ike treffen sich heimlich in Köln!

Als Vater und Tochter van den Bosch aus dem Speisesaal in die Halle treten, erhebt sich Anton Nelles von seinem Warteposten und geht den beiden entgegen.

Mit dem angeborenen Charme seiner Heimat verbeugt er sich vor ihnen und stellt sich als stellvertretender Leiter des Rheinischen Verkehrsvereins vor. Van den Bosch, froh, einem Eingeborenen seine Sorgen in Sachen Karneval und Fidelitas anvertrauen zu können, entläßt seine Tochter aufs Zimmer und bittet Anton Nelles an die Bar.

„Es ist besser, wenn wir alles unter uns besprechen", kauderwelscht der Mijnheer los, der im übrigen konsequent beim Wodka bleibt. Anton, der ihm mit diesem ungewohnten Getränk Bescheid tut, nickt verständnisinnig. Der Verkehrsverein sei dazu da, alles harmonisch zu arrangieren, erklärt er. Und eingedenk der Meldung von Bruder Pitter, daß der amerikanische Staatschef sich für den Gürzenich entschieden hat, empfiehlt Anton augenzwinkernd die Prunksitzung in diesen Festsälen.

Auf van den Boschs Frage, ob er dort auch das antreffen werde, worauf es ihm ankomme — dabei das typisch Chruschtschewsche Augenzwinkern —, blinzelt Anton verständnisinnig zurück.

Er zückt eine Visitenkarte seines Unternehmens und schreibt auf die Rückseite: Tisch 2, Platz 3 und 4. Die beiden ersten Plätze hat er bereits für Eisenhower und seinen Sohn reserviert.

Es ist wohl verständlich, daß die Last des Geheimnisses um den anonymen Staatsbesuch in der Ewigen Lampe schließlich für die schmalen Schultern des kleinen Pitter Nelles zu schwer wird. Er vertraut sich seinem Freund, dem Portier Josef Schmitz, an, und von der Pforte wandert das Gerücht unter dem Siegel der Verschwiegenheit über Küche und Flur in die geheiligten Direktionsräume.

Die beiden Nettekovens, die sich daraufhin vor unauffälliger Aufmerksamkeit kaum noch retten können, sind daher nicht weniger erstaunt, als ihnen der Geschäftsführer mit einem „Hello, Mister President!" zwei Ehrenkarten für die Prunksitzung im Gürzenich überreicht.

Im Direktionsbüro trommelt Direktor Hasemann, den Hörer am Ohr, nervös auf seiner Schreibtischplatte. War denn, zum Kuckuck, das ganze Auswärtige Amt ausgestorben? Es müßte doch da wenigstens eine Bereitschaft geben, so eine Art politischer Nachtdienst!

Hier in Köln wird in diesen Tagen vielleicht die Welt aufgeteilt — und Bonn und das Ministerium feiern Karneval in Mainz, München oder Nizza. Endlich meldet sich auf der Gegenseite eine unwirsche, verschlafene Stimme. Der Herr Legationsrat dürfe nur in ganz wichtigen Fällen . . . Zum Glück gelingt es Herrn Hasemann, Oberleutnant der Reserve bei der Bundesflak, die Wichtigkeit des Falles in kurzen Worten überzeugend darzutun.

*

Bald klingelt es Sturm. Auf der anderen Seite der Leitung meldet sich das Verfassungsschutzamt. Direktor Stotzem erklärt in kurzen Worten die kritische Situation, die sich im Kölner Gürzenich zuspitze. Eine Antwort ist nicht mehr zu verstehen. Schon rasseln schrill unzählige Alarmsignale. Offensichtlich hat man das Amt Gehlen benachrichtigt.

Während am Abend unter den munteren Klängen eines Klatschmarsches der Elferrat in den großen Festsaal des Gürzenich einzieht, nimmt Dwight D. Nettekoven mit seinem Sohn die reservierten Plätze ein.

William junior runzelt die Brauen und fragt den Vater halblaut: „Wie weit willst du das Spiel treiben, Daddy?"

Dwight D. schlägt ihm lachend auf die Schulter: „Bis zum Ende! That's Carneval, William, my Boy!"

Dann aber erfriert plötzlich das Lachen auf seinem Gesicht. Durch den Vorhang, von Anton Nelles devot zurückgeschlagen, betritt Nikita Chruschtschow die Szene. Aber auch die Figur des großen, sonst so gewandten sowjetischen Staatsmannes steht wie vom Schlag getroffen.

Regungslos starren sich der falsche Ike und der falsche Nikita in die Augen. Nur William Nettekoven hat keinen Blick für das historische Zusammentreffen. Denn hinter dem breiten Rücken des Vaters van den Bosch taucht die entzückende Mie in einem atemberaubenden Kleid auf.

Gegen alle protokollarische Gepflogenheiten verbeugt sich William galant vor der Schönheit, die in seinen Augen das Gipfeltreffen der großen Zwei weit in den Schatten stellt.

Langsam kommt auch wieder Bewegung in die Väter. Mit kurzen Verbeugungen murmeln sie ihre bürgerlichen Namen, was den heimlich lauschenden Anton Nelles darin bestärkt, daß auch jetzt das Pseudonym weiter gewahrt bleiben soll.

Unterdessen rasen von Bonn her Kolonnen schwarzer Limousinen in Richtung Köln. Die Herren des Verfassungsschutzes, unverkennbar in ihrer Unauffälligkeit, wetteifern mit dem Auswärtigen Amt um den Lorbeerkranz vaterländischer Pflichttreue.

*

Schmunzelnd, mit lausbubenhafter Verschwörermiene, hat Vater Nettekoven die Hintergründe der Verwechslung enthüllt, und van den Bosch, der sich nunmehr die beflissene Fürsorge der Stadt Köln erklären kann, ist gern auf den Vorschlag eingegangen, die Narretei mitzumachen.

Während sich William Nettekoven und Mie eng umschlungen im Walzertakt drehen, bereiten sich die Väter auf ihren Einsatz vor. Van den Bosch kräht vergnügt alle russischen Brocken durch die Gegend, die er jemals irgendwo gehört hat, und Nettekoven, der als politischer Gegner seines Präsidenten eigentlich nur dessen Golfspiel anerkennt, entdeckt nach einigen Flaschen Rüdesheimer vage Erinnerungen an den Geist von Camp David.

*

Fern von diesem Weltgeschehen, in drangvoll fürchterlicher Enge, aber dennoch glücklich, sitzen William und Mie aneinandergepreßt.

Die ersten Kölner Journalisten rasen, von Anton Nelles eingewiesen, zum Tisch Nr. 2. Mit Anton an der Spitze, der sich als Vertreter der Stadt fühlt, treten sie in wohlgeordneter Reihe an den Tisch, an dem Geschichte gemacht wird.

Klas van den Bosch, der sich aus der Wochenschau noch erinnern kann, wie sein Doppelgänger mit Journalisten umzuspringen pflegt, droht, lächelt, schlägt Blitzlichtkameras beiseite und brüllt vergnügt seine russischen Brocken herunter.

Dwight D. Nettekoven kann es sich nicht verkneifen, seinen Präsidenten noch etwas jovialer zu kopieren, als sein Vorbild sich in der Öffentlichkeit zu zeigen pflegt.

Im ganzen Saal und am Tisch des Elferrats hat es sich herumgesprochen, was hier los ist. Der Präsident der Narren legt eine Pause ein. Während die beiden Musikkapellen gleichzeitig „Stars and Stripes" und die Internationale intonieren, drängen sich die Gäste der Prunksitzung zum Tisch Nr. 2.

Nur William Nettekoven jun. und Mie van den Bosch bleiben von der Größe dieser Narrenstunde unberührt. Obwohl sie jetzt völlig allein auf der Treppe des alten Gebäudes stehen, drängen sie sich noch näher aneinander und flüstern sich die alten, ewig jungen Worte zu, mit denen die Sprache der Liebe seit Adam und Eva über die Sprache der Völker und Politik triumphiert.

Die Abgesandten des Auswärtigen Amtes stehen völlig machtlos und ziemlich weit entfernt vom Brennpunkt der Ereignisse eingekeilt in der Menge. Polizei ist nicht zu sehen.

*

Als Nettekoven und van den Bosch merken, welchen Aufruhr ihre Komödie verursacht hat, wird es ihnen allmählich ungemütlich. Van den Bosch erhebt sich zu voller Größe und donnert den verdutzten Anton Nelles an: „Wie kommen Sie dazu, unsere Anonymität zu verraten? Unser Gipfeltreffen ist gefährdet, wenn Paris und London dahinterkommen, dann sind Sie am Scheitern des Kölner Ereignisses schuld! Ich werde das Väterchen Konrad mitteilen." Anton ist zerschmettert.

Mit beschwörenden Gesten versucht er, die Presse zurückzudrängen. Als ihm dies nicht gelingt, winkt er zu den Musikern hinüber und schreit mit letzter Kraft: „Büttenmarsch!"

Das zündende Tempo fährt den Jecken in die Beine. Langsam löst sich der Menschenhaufen um die beiden Staatsmänner. Jetzt gelingt es auch dem Auswärtigen Amt, zum Auftritt vorzudringen, während Geheimdienstler in Ledermänteln diskret aus Luftschächten und von Kronleuchtern herab unauffällig die Lage beobachten.

William stürzt zu seinem Vater, Mie fliegt an van den Boschs Brust. Dann fallen sich die beiden jungen Leute wieder strahlend um den Hals.

William verbeugt sich vor dem Holländer: „Herr Ministerpräsident, darf ich Sie um die Hand Ihrer Tochter bitten?" Mie bittet den Amerikaner: „Mister President, darf ich Ihre Tochter sein?"

Die beiden Väter sehen sich verblüfft an, dann springen beide hoch. Übermütig schlägt van den Bosch dem Amerikaner auf die Schulter: „Das ist die Lösung!" Nettekoven küßt Antje auf die Stirn und fügt lächelnd hinzu: „Das ist die einzige Lösung."

voll-elastisch
roll-elastisch

Jetzt ist er da!
Der Elefantenschuh T3
voll-elastisch
roll-elastisch

Unser bester Schuh seit eh und je! Ein Kinderschuh ganz neuer Art - innen ideal und außen schön!

Der voll-elastisch · roll-elastische Elefantenschuh T3 ist so vollkommen, wie die Natur ihn für Kinderfüße vorschreibt. In vielen Jahren haben wir, gemeinsam mit Ärzten, diesen Schuh ganz neuer Art entwickelt. Er dient der Fußgesundheit Ihres Kindes wie nie zuvor – mit diesen drei ganz neuartigen Vorzügen:



Neu - endlich die Zuwachs-Paßform!

● Neuartige „Raum-Zugabe" für die Zehen, die sich naturgemäß bei jedem Auftreten nach vorn schieben. ● Kein Anstoßen der Zehen mehr! ● Der Fuß wächst unbehindert in die nächste Größe hinein. Elefantenschuhe T3 behalten die Form – und passen wirklich!



Neu - die naturgetreue plastische Fußbettung!

● sie garantiert sicheres Stehen und kraftvolles Auftreten, ● elastisches Gehen und unbekümmertes Laufen und Springen ● und die völlige Entspannung des ruhenden Fußes! Die Fußbettung im Elefantenschuh T3 ist der kindlichen Fußsohle naturgetreu nachgeformt.



Neu - voll-elastisch · roll-elastisch

durch ein neuartiges Gelenk-System: ● diagonal-elastische Sohle ● voll-biegsam im Schuhgelenk ● rollt im natürlichen Rhythmus ab! Ihr Kind geht, wie die Natur es vorschreibt: leicht, anmutig, elastisch – ganz sicher und gesichert im voll- und roll-elastischen Elefantenschuh T3.



Kinderfüße brauchen **ELEFANTEN-Schuhe T3**

voll-elastisch · roll-elastisch

Soldaten-sender CALAIS

Ein unbekanntes Kapitel aus dem unsichtbaren Krieg

Von Michael Mohr

Eine Propagandameldung französischer Widerstandskämpfer über Petras Flucht nach London hat furchtbare Folgen. Die Eltern des Mädchens in Deutschland werden in Sippenhaft genommen... Als diese Meldung beim Soldatensender Calais eintrifft, wo Petra arbeitet, faßt der Chef blitzschnell einen Entschluß. Er schlägt Petra vor, nach Deutschland zurückzugehen. „Ich habe eine Idee, wie Sie Ihren Eltern helfen und Ihren eigenen Kopf retten können..." erklärt er. Aber einen Hintergedanken, den er hat, verrät er ihr noch nicht...

Petras schreckensbleiches Gesicht sah aus wie eine Maske. „Es gibt nur eine Möglichkeit", rief sie. „Entweder meine Eltern sterben. Oder ich sterbe. Etwas anderes gibt es nicht."

Der Chef des Soldatensenders Calais schüttelte den Kopf.

„Ihre Eltern sind in Sippenhaft genommen worden", erklärte er. „Das ist schlimm genug. Aber Sippenhaft bedeutet noch nicht Todesurteil."

„Sie können mir doch nichts vormachen!" entgegnete Petra erregt. Sie blickte erneut auf den Ausschnitt der Essener „Nationalzeitung".

„Hier heißt es: »Nach altem germanischem Recht wird jetzt die Sippe für die Verbrechen einzelner Sippenmitglieder haftbar gemacht, die durch Flucht zum Feind der gerechten Strafe entgangen sind.« Ich würde in Deutschland zum Tode verurteilt werden. Es ist ganz klar, daß meine Eltern an meiner Stelle hingerichtet werden."

Tränen schossen ihr in die Augen, und wild aufschluchzend ließ sie sich in den Sessel vor dem Schreibtisch fallen.

„Ich habe nur an mich gedacht", stammelte sie. „Nur an mein Glück . . . Und jetzt müssen sie dafür büßen . . ."

Der Dicke drückte die Taste neben der Sprechanlage zum Vorzimmer herunter.

„Sack-Lenski soll kommen", bellte er in das Mikrophon.

Petra sah den Dicken nur verschwommen durch einen Schleier von Tränen.

„Sack-Lenski?" fragte sie zögernd.

Der Chef nickte. „Wenn irgendeiner weiß, was Sippenhaft heißt und was man dagegen machen kann, dann ist er es", sagte er. „Wir wollen ihn fragen."

Er sagte nicht, daß er seinen seltsamsten Mitarbeiter, den Standartenführer Sack-Lenski aus dem SS-Führungshauptamt in Berlin, schon längst gefragt hatte, daß die ersten Funksprüche bereits verschlüsselt wurden, mit denen eine Reihe von Agenten in Deutschland auf die Spur von Petras Eltern gesetzt wurde.

Petra tupfte ihre Tränen ab. Sie hatte Sack-Lenski nur ein paarmal in der Kantine gesehen, einen großen, breitschultrigen Mann, der genauso aussah, wie Himmler sich den deutschen Herrenmenschen vorstellte.

Ausgerechnet dieser blauäugige, blonde Held war seinem Reichsführer in einem entscheidenden Augenblick in den Rükken gefallen. Er hatte nach dem Ausbruch der Amerikaner aus dem Landekopf in Frankreich eine Dienstreise nach Paris gemacht und war zu den Alliierten übergelaufen.

Sack-Lenski war ein Mann mit einem hervorragenden Gedächtnis. Durch seinen Rang als Standartenführer und seine Spitzenstellung in der Organisations- und Personalabteilung des SS-Führungshauptamtes hatte er sich zum glänzenden Kenner des SS-Apparates, dieses Staates im Staat, entwickelt.

Als der Dicke von dem Überläufer hörte, hatte er ihn sofort in seinen Stab geholt. Ein Mann mit diesen außergewöhnlich guten Kenntnissen der internsten Vorgänge der SS hatte ihm bisher gefehlt.

Sack-Lenski bestätigte die Aussagen, die bereits einige deutsche Generale in Gefangenschaft gemacht hatten, daß nämlich in den Reihen der höchsten Offiziere der Waffen-SS, vor allem um Sepp Dietrich, die Unzufriedenheit mit Hitlers verlustreicher Kriegführung immer offener ausgesprochen wurde.

Der Standartenführer aus dem SS-Führungshauptamt wußte von geheimnisvollen Querverbindungen zwischen Himmler und den Männern des 20. Juli.

Er konnte endlich einige höhere SS-Offiziere nennen, die wegen der grausamen Judenvernichtung genau wie er bereit waren, für den Feind zu arbeiten . . . nicht zuletzt, um ihre eigene Haut zu retten.

Der Dicke zog aus diesen Informationen die Konsequenz, daß man einen Keil zwischen Waffen-SS und Gestapo treiben mußte, die bisher auf alliierter Seite immer in einen Topf geworfen worden waren, weil sie die gleiche SS-Rune trugen.

Kurz nach dem Auftauchen Sack-Lenskis in England meldete sich ein neuer Sender in deutscher Sprache im Ätherkrieg: Der „Sender Hagedorn" strahlte unter Leitung des Dicken und ständiger Beratung Sack-Lenskis sein Zersetzungsprogramm für die Waffen-SS aus . . .

Der ehemalige Standartenführer begrüßte Petra mit einer höflichen Verbeugung und nahm Platz.

Der Dicke reichte ihm die beiden Zeitungsausschnitte, die Anfang und Ende des Verhängnisses zeigten, das über Petras Eltern hereingebrochen war.

Sack-Lenski schüttelte den Kopf, als er die gewissenlos-leichtfertige Erklärung von Alex las. „Ich nehme an, daß der Mann zur Rechenschaft gezogen wird?"

„Das können nur die Franzosen", gab der Dicke bissig zurück. „Und die werden doch einen Helden wegen einer solchen Lappalie nicht bestrafen."

Der blonde Mann verzog sein Gesicht zu einer Grimasse und las die Notiz der Essener „Nationalzeitung".

„Fräulein Nicodemus glaubt, daß sie ihre Eltern retten kann, wenn sie sich den deutschen Behörden stellt", sagte der Dicke.

Sack-Lenski sah das Mädchen an seiner Seite an und schüttelte den Kopf. „Ihre Eltern sind nicht in Sippenhaft, weil Sie übergelaufen sind", erklärte er. „Auch Ihre sogenannte Spionage- und Wühlarbeit in Paris ist nicht der Grund. Ihre Eltern sind in Haft, weil Sie den Alliierten verraten haben, daß man auf deutscher Seite nicht mit einer Landung in der Normandie gerechnet hat."

„Aber das habe ich doch gar nicht verraten!" rief Petra empört und sah den Dicken an.

Der blonde Standartenführer lächelte.

„Das weiß Himmler aber nicht. Der kennt nur diese Erklärung des französischen Widerstandschefs. Nicht das Feldherrngenie des Führers hat also versagt, sondern wieder einmal war Verrat im Spiel."

Sack-Lenski zog die Schultern hoch. „In Himmlers Augen", sagte er bedauernd, „ist Ihr Verbrechen so schwer, daß er Ihre Eltern auch dann weiter in Haft behalten wird, wenn Sie sich in Deutschland stellen und hingerichtet werden."

„Dann müssen wir also alle drei sterben", sagte Petra tonlos.

„Nicht unbedingt", meinte der übergelaufene SD-Führer. „Selbst Hitler hat es bisher nicht gewagt, die Angehörigen von sogenannten Verrätern wie General Seydlitz oder Graf Stauffenberg hinrichten zu lassen. Diese Gefahr besteht also auch für Ihre Eltern nicht."

Petra richtete sich auf. „Sie glauben, daß sie mit dem Leben davonkommen?" fragte sie hoffnungsvoll.

„Sie werden kaum zum Tode verurteilt", antwortete Sack-Lenski vorsichtig. „Aber das bedeutet noch nicht unbedingt, daß sie mit dem Leben davonkommen. Die Verhältnisse in den Lagern . . ."

„Lagern?" sagte Petra erschrocken. „Meinen Sie Konzentrationslager?"

„Sicher. Sippenhaft wird in Konzentrationslagern verbüßt. In den großen Stammlagern gibt es für diese Häftlinge besondere Isolierbaracken. Die meisten sitzen in Buchenwald oder Sachsenhausen. Ich kann Ihnen nicht verheimlichen, daß die Sterblichkeit dort sehr hoch ist."

Petra senkte gequält den Kopf. Sie dachte an ihre weißhaarige, zarte Mutter, die schon durch den jahrelangen Bombenkrieg an den Rand des Zusammenbruchs getrieben worden war.

Und jetzt saß sie in einem Konzentrationslager, in einem jener Lager, über die man nur flüsternd im Volk sprach . . .

„Die eigentliche Gefahr droht den Sippenhäftlingen wahrscheinlich erst am Ende des Krieges", fuhr Sack-Lenski nüchtern fort. „Hitler wird den Befehl geben, sie nicht lebend in die Hände der Alliierten fallenzulassen."

Petra schluchzte verzweifelt und verbarg ihr Gesicht in den Händen.

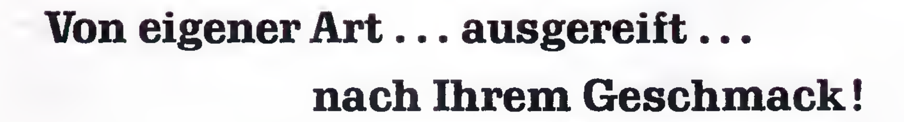


... *fern von der Hast unserer Zeit reift Chantré*

GEPRÜFT ★★★ CHANTRÉ VOLL AUSGEREIFT







Von eigener Art ... ausgereift ...
nach Ihrem Geschmack!

Chantré ist ein edler Weinbrand von reichem Bukett – mild und bekömmlich! Chantré – zu Ihrem Wohl, zu Ihrer Freude fern von der Hast unserer Zeit in tiefen Kellern gereift! Prüfen Sie seine Milde – seinen weinigen Charakter. Genießen Sie Chantré bewußt.

So gut ⋆ so mild ⋆ so reif ⋆ CHANTRÉ ⋆⋆⋆



Soldatensender Calais

„Trotzdem brauchen Sie nicht jede Hoffnung aufzugeben", hörte sie Sack-Lenski weitersprechen. „Ich habe im Auftrag des SS-Führungshauptamtes eine Reihe von Disziplinarverfahren gegen KZ-Wächter durchgeführt, nicht, weil sie Hunderte von Menschen bestialisch ermordet, sondern weil sie große Schwarzmarktorganisationen aufgebaut hatten. Damals habe ich die grauenhaften Zustände in diesen Lagern kennengelernt. Ich kenne aber seit dieser Zeit auch die Mentalität der Kerle, die dort über Leben und Tod entscheiden. Deshalb glaube ich, Ihnen Hoffnung machen zu können."

Petra sah auf. „Wie meinen Sie das?" murmelte sie.

„Alle diese Herrenmenschen haben drei Eigenschaften", erklärte der Mann aus dem Führungsamt. „Sie sind lasterhaft, feige und habgierig bis zu einem kaum vorstellbaren Exzeß. Sie toben ihre Perversität an den wehrlosen Gefangenen aus. Sie sind so feige, daß sie alles riskieren, um nicht an die Front zu kommen. Und sie sind so habgierig, daß sie für ein paar Goldzähne morden. Diese Laster müssen wir in Rechnung stellen."

Petra schauderte. Selbst in den alliierten Ländern machte man sich damals noch keine Vorstellungen von den Zuständen in den Todesmühlen des Dritten Reiches, obwohl eine Reihe von Überlebenden nach geglückter Flucht davon berichtet hatte.

„Was können wir denn für meine Eltern tun?" fragte das schwarzhaarige Mädchen mit dem Madonnengesicht verzagt.

Sack-Lenski sah den Chef an. „Wir werden feststellen, in welchem KZ Ihre Eltern sind", sagte er, als der Dicke nickte. „Ich habe eine Reihe von Verbindungsleuten drüben, die das auf dem Dienstweg erfahren können. Sobald ich weiß, in welchem Lager Ihre Eltern sind, weiß ich auch, mit welchen Männern sie es in der Hauptsache zu tun haben. Dann können wir handeln . . . vorausgesetzt, daß Sie bereit sind, illegal nach Deutschland zurückzugehen."

„Selbstverständlich!" rief Petra. „Glauben Sie denn, daß ich wirklich eine Chance habe, meine Eltern zu retten?"

„Ja", sagte der übergelaufene Standartenführer bestimmt. „Aber Sie riskieren für diese Chance Ihr Leben, vergessen Sie das nicht."

Petra sprang auf. Ihr Gesicht glühte vor Erregung. „Glauben Sie, daß das Leben für mich noch lebenswert wäre", sagte sie mit zitternder Stimme, „wenn ich wüßte, daß ich meine Eltern in den Tod getrieben habe?"

Der Dicke erhob sich und gab Petra die Hand. „Wir werden sofort die nötigen Funksprüche an unsere Agenten in Deutschland formulieren", sagte er. „Wie alles bei diesem Sender, muß aber auch diese Geschichte absolut geheimgehalten werden. Sie dürfen nicht einmal Ihrem Verlobten Werner Malden etwas davon erzählen. Versprechen Sie mir das?"

Petra zögerte. Dann glitt ein verlegenes Lächeln um ihren Mund. „Das kann ich nicht", sagte sie.

„Ich habe Sie immer wegen Ihrer Ehrlichkeit geschätzt", brummte der Dicke. „Ich werde Sie also zur deutschen Abteilung von BBC in London bringen lassen. Dann sind Sie Malden aus den Augen. Sobald wir Nachricht aus Deutschland haben, kommen Sie zurück."

„Wie lange kann das dauern?" fragte Petra aufgeregt.

Der Dicke wies mit dem Daumen auf den SS-Offizier. „Lassen Sie ihm eine Woche Zeit, und warten Sie jetzt bitte im Vorzimmer auf meinen Fahrer."

Petra sah, wie Sack-Lenski ihr beruhigend zunickte, und ging.

Kaum hatte sich die Tür hinter ihr geschlossen, da sagte der Dicke zu seinem Mitarbeiter aus dem SS-Führungshauptamt: „Wie hoch wären die Chancen von Petras Eltern, wenn sie nicht nach drüben geht?"

Sack-Lenski überlegte. „Sie sind beide über sechzig . . . Ich würde sagen: fünf Prozent."

„Und wie hoch sind die Chancen, wenn Petra rübergeht?"

„Je nachdem, in welchem Lager sie sind", meinte Sack-Lenski. „Im Durchschnitt fünfzig Prozent. Aber es kann passieren, daß einer von den Burschen das Mädchen als Morgengabe haben will."

„Sie bleiben also dabei, daß man mit diesen KZ-Mördern ein Geschäft machen kann?"

„Man kann mit ihnen nichts anderes als Geschäfte machen", sagte der SS-Standartenführer. „Ich könnte natürlich versuchen, ob einer meiner Freunde diese Aufgabe übernimmt. Obwohl es sehr unwahrscheinlich ist, denn das Risiko ist doch sehr hoch."

„Nein", winkte der Dicke ab. „Petra muß schon selbst nach Deutschland."

✶

Erich Missler nickte dem Portier in der Loge des Reichspropagandaministeriums lächelnd zu und ging an ihm vorbei in die Halle. Der Portier lächelte genauso freundlich zurück wie vor drei Tagen, als Missler zum erstenmal die Höhle des Löwen betrat.



Karneval in Barcelona

Der kleine Kommunist mit den scharf geschnittenen Zügen hatte sich auf seine echten Ausweise verlassen, die dem englischen Geheimdienst in den Räumen der „Brüsseler Zeitung" in die Hände gefallen waren. Auch die Stempel stammten vom Schreibtisch des Hauptschriftleiters.

Aber selbst Missler war verblüfft gewesen, als der Portier nicht seinen Ausweis zu sehen wünschte, sondern ihm halbkollegial zuwinkte. Der Mann verwechselte ihn offensichtlich mit einem Redakteur, der zu den Pressekonferenzen Zutritt hatte.

Erich Missler ging in den ersten Stock hinauf. Er grüßte ein paar „Kollegen", neben denen er bei den letzten Konferenzen gesessen hatte, und auch ein paar andere.

Zehn Tage hatte er in einem kleinen Ort in Thüringen mit „Grippe" im Bett gelegen. Dann war er aus dem Hotel ausgezogen und nach Berlin zurückgegangen.

Als er durch die Sperre am Anhalter Bahnhof gegangen war, hatte die Todesangst ihm alle Nerven zusammengezogen. Aber die Kettenhunde hatten ihn überhaupt nicht beachtet.

Erich Missler war in ein zweitklassiges Hotel nicht weit von der Weidendammer Brücke gezogen und hatte eine Reihe von Radio- und Bastlergeschäften abgeklappert. Drei Tage lang. Dann hatte er alle Teile für seinen Sender zusammen und begann mit dem Aufbau . . .

Drei Streifen der Feldpolizei hatten ihn bereits angehalten, seine Papiere überprüft . . . und dann laufen lassen.

Wenn diese Männer sein Signalement nicht im Kopf hatten, dann konnte er es auch riskieren, in die große Pressekonferenz zu gehen. Er wußte nicht, daß er einem gerade eingezogenen Berliner

Berichterstatter ähnlich sah. Er verließ sich auf sein Glück. Und sein Glück hielt ... für einige Zeit.

Die Veranstaltungen im Propagandaministerium waren natürlich nur das Zerrbild einer Pressekonferenz. Nicht nur das deutsche Volk, auch die deutschen Zeitungen hatten am 30. Januar 1933 ihre Freiheit verloren. Für sie gab es nur noch Befehlsempfang.

Erich Missler saß unter den zweihundert Redakteuren und Korrespondenten, als ein Staatssekretär des Propagandaministeriums die „Goebbels-Parolen" verlas. Der kleine Kommunist schrieb genau wie die Männer um ihn herum Wort für Wort der langsam diktierten Weisung mit.

Goebbels befahl nicht nur, welche politischen und militärischen Tagesnachrichten besonders kommentiert und glossiert werden sollten, er ordnete nicht nur an, zu welchem Thema und mit welcher Tendenz die Leitartikel geschrieben werden mußten ... er gab sogar Weisungen über die Größe der Überschriften und der Aufmachung.

„Die Roosevelt-Rede ist als die Rede eines Lügners und Fälschers anzuprangern", schrieb Erich Missler den letzten Punkt mit. „Sie muß als das Produkt jüdischer Demagogie und hysterischer Kriegshetze hingestellt und scharf verrissen werden."

Die „Pressekonferenz" war beendet.

Die Zeitungsvertreter erhoben sich und strömten aus dem Saal. Missler ließ sich mittreiben, eine unscheinbare Figur in einer anonymen Masse von Befehlsempfängern.

An diesem Abend gelang es ihm zum erstenmal, mit seinem selbstgebastelten Funkgerät Verbindung mit London herzustellen.

Als seine Meldung dem Chef vorgelegt wurde, rief der sofort seine Redakteure zusammen und ließ die Nachrichtensendung umbauen.

Der Soldatensender Calais wußte wieder mal einen Tag früher als die Deutschen, was am nächsten Tag in ihren Zeitungen stehen würde ...

*

Für Petra Nicodemus vergingen die Tage in schleichender Unruhe. Längst war die Woche Wartezeit vorbei, von der die Rede gewesen war.

Petra saß als Gast in den Redaktionsbüros der BBC herum, ohne etwas zu tun zu haben. Sie grübelte unablässig vor sich hin, sie haderte mit ihrem Schicksal, mit ihrer Schuld. Tag für Tag wurde sie nervöser und reizbarer.

Da endlich kam der ersehnte Anruf des Dicken: „Wir haben eine gute Nachricht", dröhnte seine Stimme aus dem Telefon. „Sie werden gleich abgeholt und hergebracht."

Fiebernd vor Aufregung saß das Mädchen neben dem Fahrer, der sie zum Soldatensender brachte.

Dann endlich stand sie wieder dem Dicken und Sack-Lenski gegenüber.

„Ihre Eltern sind in der Isolierbaracke des Konzentrationslagers Sachsenhausen", erklärte der Standartenführer. „Zuständig für die Gefangenen dort ist der Lagerführer III, ein Obersturmführer Sommers."

Ein grimmiges Lächeln glitt über sein Gesicht. „Einen besseren Mann hätten wir für unseren Zweck kaum finden können. Sommers ist durch und durch korrupt und völlig skrupellos, einer der übelsten unter den üblen Knochenbrechern der Totenkopfverbände."

Sack-Lenski kannte Sommers persönlich und nicht nur aus den Akten. Er war einer von jenen Großschiebern gewesen, deren Schwarzmarktaffären er untersucht hatte. Zwar waren die Untersuchungsergebnisse vernichtend für den Obersturmführer, der unter anderem seit Jahren Hungertage im Lager einlegte, um die Häftlingsverpflegung auf dem Schwarzen Markt verkaufen zu können. Aber Sack-Lenski hatte diesen Oberschieber nicht belangen können, weil er von hohen und höchsten Vorgesetzten geschützt wurde.

„Sommers hat sich nicht nur selbst bereichert", sagte der Standartenführer, „sondern er weiß auch, wer vom Gruppenführer an aufwärts Blutgeld aus den KZ und den Schwarzmarktgeschäften angenommen hat. Deshalb verlaufen alle Anzeigen gegen ihn auf dem Dienstweg im Sande."

„Und ausgerechnet dieser Kerl soll bereit sein, etwas für meine Eltern zu tun?" fragte Petra ungläubig.

„Nach außen hin ist Sommers ein großschnäuziger Angeber, der über Leichen

Soldatensender Calais

geht“, erklärte Sack-Lenski. „In Wirklichkeit aber ist er ein jämmerlicher Feigling. Alle diese Mörder sind nur noch von einem Gedanken beseelt: Wie sie nämlich der Vergeltung für die Massenmorde entgehen können, die sie begangen haben. Aus dieser Angst und aus der hemmungslosen Habgier müssen Sie Kapital schlagen.“

„Aber wie?“ rief Petra.

„Sie werden vor dem Lagertor auf ihn warten, wenn er abends auf seine Sauftour nach Berlin geht“, erklärte Sack-Lenski. „Sommers hält sich für einen Don Juan. Wenn ihm ein so schönes Mädchen wie Sie ein Lächeln zuwirft, wird er sofort mit beiden Beinen in das lockende Abenteuer springen.“

Petra schauderte. Aber dann nickte sie zustimmend.

„Sie fahren mit ihm nach Berlin“, fuhr der Standartenführer fort. „Und dort eröffnen Sie ihm in irgendeiner stillen Kneipe, daß Sie eine Kusine von Petra Nicodemus sind und sich große Sorgen um das Wohl Ihres Onkels und Ihrer Tante machen.“

„Das ist der kritische Punkt der ganzen Verhandlung, nicht wahr?“ warf der Dicke ein. „Daraufhin könnte er Petra doch verhaften, oder?“

Sack-Lenski schüttelte den Kopf. „Daraufhin wird er fragen, was er denn dafür bekommt, daß Petras Eltern nichts zustößt. Petra wird ihm zweitausend amerikanische Dollar anbieten, die sie angeblich über einen Verwandten aus der Schweiz organisiert hat. Das ist genau das, was Sommers braucht, um nach dem Krieg ins Ausland türmen zu können. Außerdem wird Petra ihm versichern, daß ihre angebliche Kusine dafür sorgen wird, daß die Alliierten Sommers straflos ausgehen lassen, wenn er ihre Eltern gerettet hat.“

Der Standartenführer lächelte Petra an. „Sie werden ihm wie ein Rettungsengel in höchster Not vorkommen. Vor allem, wenn Sie ihm noch das Sparkassenbuch einer Schweizer Bank zeigen, das wir inzwischen auf Sommers' Namen haben ausstellen lassen und auf dem zehntausend Schweizer Franken eingetragen sind. Er wird volles Verständnis dafür haben, daß Sie ihm das Buch erst nach Kriegsende und nach der Befreiung Ihrer Verwandten geben wollen.“

Petra leuchtete dieser Plan ein. Sie hatte nur noch eine Frage: „Wie erkenne ich diesen Sommers?“

„Er ist der einzige rothaarige Obersturmführer des Lagers“, sagte Sack-Lenski. „Außerdem trägt er immer schwarze Lederhandschuhe und spricht oberschlesischen Dialekt.“

Petra wiederholte die Beschreibung, um sie sich besser einzuprägen. Dann gab sie Sack-Lenski die Hand. „Ich bin Ihnen sehr dankbar. Wenn meine Eltern mit dem Leben davonkommen, dann verdanken sie es Ihnen.“

Der Standartenführer a. D. wehrte verlegen ab und ging in sein Büro zurück.

Der Dicke blickte das Mädchen forschend an. „Ich habe mit dem Geheimdienst gesprochen“, sagte er. „Man ist bereit, Sie an einer sicheren Stelle durch die deutsche Front zu schmuggeln. Einwandfreie Papiere, Lebensmittelkarten, Arbeitsbescheinigung und so weiter werden ebenfalls für Sie hergestellt. Der Geheimdienst macht seine Mithilfe in diesem Fall jedoch von einer Bedingung abhängig.“

„Von welcher?“ fragte Petra ruhig.

„Daß Sie sich in Berlin bei Kapitänleutnant Jochen Malden einquartieren und von ihm genauere Einzelheiten über das neue deutsche U-Boot in Erfahrung bringen.“

Petra dachte krampfhaft nach, zitternd vor Aufregung. „Jochen wird nichts von diesem U-Boot wissen“, sagte sie. „Er ist Minenspezialist.“

„Seit einigen Wochen ist er auch U-Boot-Spezialist“, sagte der Dicke bestimmt und suchte in dem Gesicht des Mädchens nach Zeichen des Widerstands.

Aber Petras Gedanken waren nur auf ein einziges Ziel gerichtet, ein Ziel, für das sie jedes Opfer bringen wollte: die Rettung ihrer Eltern.

„Gut“, sagte sie entschlossen. „Wenn ich nur unter dieser Bedingung nach Deutschland gebracht werde, dann nehme ich sie an. Wie sollen meine Meldungen nach England gelangen?“

„Captain Burns vom Geheimdienst wird Sie in einer Stunde abholen und Ihnen im Lauf der nächsten drei Tage alles Notwendige mitteilen“, sagte der Dicke, erhob sich und gab Petra die Hand. „Sie können sich jetzt noch schnell von Ihrem Verlobten verabschieden. Hals- und Beinbruch!“

*

Werner Malden gab sich keine Mühe, seinen Ärger zu verbergen, als Petra ihm bei einem Spaziergang durch den Park berichtete, was sich in den Tagen seit ihrem plötzlichen Verschwinden zugetragen hatte und zu welchem Entschluß sie gekommen war.

„Weißt du, warum der Dicke dir nicht erlaubt hat, vorher mit mir zu sprechen und dich sofort nach London geschickt hat?“ sagte er wütend. „Weil er ganz genau wußte, daß ich dir diesen Wahnsinn ausgeredet hätte.“

Petra starrte ihren Verlobten fassungslos an. „Du hältst es für Wahnsinn, daß ich meine Eltern retten will?“

„Das natürlich nicht“, antwortete Werner irritiert. „Aber ich halte es für Wahnsinn, diese lebensgefährliche Aufgabe einem Mädchen aufzubürden. Laß dir doch von dem Dicken und Sack-Lenski nichts einreden! Die Chancen stehen wenigstens zehn zu eins gegen ein Gelingen dieses Plans.“

„Und welche Chancen haben meine Eltern, wenn ich untätig meine Hände in den Schoß lege?“ fragte Petra heftig.

„Du siehst das Problem falsch“, sagte Werner gequält. „Den Engländern geht es gar nicht um die Eltern. Sie wollen den U-Boot-Plan haben.“

„Das weiß ich selbst“, unterbrach das Mädchen ihn. „Ich war jahrelang bei der Abwehr und weiß, daß Geheimdienste einem nichts schenken.“

Plötzlich füllten sich ihre Augen mit Tränen. „Siehst du denn nicht, daß ich gar nicht anders handeln kann?“ sagte sie schluchzend.

Werner beugte sich vor, bis er in der Dämmerung ihr Gesicht ganz klar und deutlich vor sich sah. „Aber hast du schon die Schuld abgewogen, die du jetzt auf dich nehmen sollst?“ fragte er eindringlich.

„Es ist etwas anderes, ob wir über den Sender unsere Landsleute über den Wahnsinn des Krieges aufklären oder ob du aktiv Spionage für den Feind treibst. Hast du noch nicht daran gedacht, daß du das Leben von Tausenden Matrosen auf dem Gewissen hast, wenn du die U-Boot-Pläne verrätst?"

„Dieser Krieg hat schon Millionen sinnlose Opfer gefordert", antwortete Petra hitzig. „Ich kann nicht an andere denken, wenn ich meine Eltern retten will. Denken die etwa an meine Eltern?"

Werner konnte seinen Zorn nicht länger beherrschen, jenen Zorn, der ihn schon zu so mancher unüberlegter Tat hingerissen hatte.

„Und an Jochen denkst du wohl auch nicht?" zischte er wütend. „Daß du ihn in Lebensgefahr bringst, wenn du bei ihm wohnst, daß du sein Vertrauen mißbrauchst, indem du seine Pläne stiehlst; daß er mit dir hingerichtet wird, wenn dieser KZ-Wärter dich anzeigt ... Das alles ist dir wohl gleichgültig, wie?"

„Aber mir bleibt doch kein anderer Ausweg!" rief das Mädchen verzweifelt.

Werners Gesicht war weiß, seine Hände zitterten, als er nach ihren Mantelaufschlägen griff und sie näher zog.

„Du kannst zu dem Dicken gehen und diesen Auftrag ablehnen", sagte er beschwörend.

Petra riß sich los. „Das ist unmöglich. Ich muß meinen Eltern helfen. Und Jochen wird mich verstehen, das weiß ich genau."

„Natürlich wird er dich verstehen!" rief Werner unbeherrscht. „Aber darfst du sein Opfer deshalb annehmen? Gib den Spionageauftrag zurück, oder wir sind geschiedene Leute."

„Werner!" sagte Petra entsetzt.

„Bleibst du hier, oder gehst du nach Deutschland?" fragte er hart.

Auch in Petra flammte jetzt der Zorn auf. „Ich gehe nach Deutschland."

Die beiden Verlobten sahen sich einen Augenblick an wie Todfeinde. Leichter Regen schlug ihnen ins Gesicht. Von der letzten Redaktionsbaracke her dröhnte Tanzmusik durch den Abend.

„Adieu", murmelte Werner dann, drehte sich um und tauchte mit langen Schritten in der Dunkelheit unter.

Petra blickte ihm regungslos nach. Tränen standen in ihren Augen.

Aber sie rief ihn nicht zurück.

*

Drei Tage lang wurde Petra Nicodemus in einer Wohnung des vornehmen Londoner Hyde-Park-Viertels von Geheimdienstspezialisten auf ihren Einsatz in Deutschland vorbereitet.

Sie lernte ihren neuen Lebenslauf auswendig, bis sie ihn schon selbst glaubte: „Ich heiße Helga Bergmann, bin Kunstgewerblerin und habe bis zur Evakuierung in Aachen gelebt, wo ich auch geboren bin ..."

Sie saß stundenlang über einer Stadtkarte von Aachen, bis sie sich wie eine Einheimische fühlte.

Sie paukte die Einzelheiten, die die britische Admiralität über das neue deutsche U-Boot erfahren wollte.

Sie prägte sich die Namen des Funkers und zweier Kontaktmänner ein, die sie in Berlin anlaufen sollte.

Und dann wurde sie eines Nachmittags mit dem Flugzeug zu einem Feldflugplatz in der Nähe von Aachen gebracht.

In einer beschlagnahmten Villa am Stadtrand wurden ihr sämtliche Papiere übergeben, die man für sie angefertigt hatte. Sie zog die Kleider an, die mit ihren Monogrammen gezeichnet waren, stieg in einen Jeep und fuhr zur Front am Rande der Eifel.

Ein englischer Kommandotrupp in deutschen Uniformen brachte sie in tiefer Nacht über die Linien und bis weit in das Hinterland.

Dort nahm sie bei Morgengrauen ein deutscher Wehrmachtfahrer mit bis nach Koblenz.

Sie war wieder in Deutschland.

Die bitteren Worte, die ihr Werner zum Abschied gesagt hatte, wirkten erst jetzt, als sie in den überfüllten Zügen nach Osten, nach Berlin fuhr.

Sie war als Spionin nach Hause gekommen.

Durfte sie wirklich Tausende opfern, um ihre eigene Schuld an dem Unglück ihrer Eltern zu tilgen?

Hatte sie das Recht, Jochen ins Verderben zu reißen, diesen immer hilfsbereiten, gütigen Freund?

Schwere Zweifel plagten das Mädchen, als der Zug sich mit vierzehn Stunden Verspätung der Reichshauptstadt näherte.

(Fortsetzung folgt)

Delta N antwortet nicht

Am 16. November 1959 stürzt das Passagierflugzeug Delta N 4891 C auf dem Flug von Tampa nach New Orleans über dem Golf von Mexiko ins Meer. 42 Menschen kommen ums Leben. Nach den Passagierlisten gehört zu ihnen auch der Naturheilarzt Dr. Spears, der eine hohe Lebensversicherung zugunsten seiner Frau abgeschlossen hat. Schon zwei Tage später ereignet sich ein neues schreckliches Unglück. In North Carolina stürzt eine DC—6B ab. 34 Passagiere sterben in den lodernden Flammen. Auch ein Freund Dr. Spears war an Bord, der Rechtsanwalt Julian A. Frank. Kurze Zeit nach diesen Flugkatastrophen meldet sich bei der Polizei Frau Alice Taylor und macht eine sensationelle Aussage: „Spears hat meinen Mann hypnotisiert und ihn gezwungen, an seiner Stelle das Unglücksflugzeug zu besteigen." Eine Großfahndung beginnt. Doch seelenruhig trifft Frau Spears heimlich ihren Mann in einem Hotel.

Das geheimnisvollste Verbrechen unserer Zeit

Sonderbericht von Kurt Juhn, New York



Ihr Leid wiegt schwerer

Auch die riesige Versicherungssumme von mehr als 800 000 Dollar kann, falls sie ausgezahlt wird, Frau Janet Frank und ihre beiden Kinder nicht über den Verlust des geliebten Mannes und Vaters hinwegtrösten. Janet Frank, die in Kürze ein drittes Kind erwartet, schluchzte bei ihrer Vernehmung immer wieder: „Mein Mann hat kein Flugzeug zum Absturz gebracht. Niemals! Julian ist kein Verbrecher ..."

Drei Stunden, bevor Frau Spears ins Lakewood-Hotel geht, ist ein beleibter, mittelgroßer Herr in einem schönen Wagen dort vorgefahren. Mit einem Koffer in der Hand ist er zu dem Pult des Empfangschefs getreten, hat dessen Gruß nur mit einem Nicken beantwortet und sich als „Dr. George Rhodes aus Phoenix, Arizona", in das Gästeregister eingetragen. Datum: 7. Januar 1960.

„Wie lange wollen Sie bleiben, Doktor Rhodes?" fragt der Empfangschef.

Hüstelnd, ein Taschentuch vor Mund und Nase haltend, erwidert der Gefragte heiser: „Nur drei bis vier Tage", nimmt den Zimmerschlüssel entgegen und geht auf sein Zimmer.

Der Empfangschef kennt weder den neuen Gast noch die große, schlanke Frau, die noch am selben Abend nach Dr. Rhodes fragt und den Mann aus Phoenix in seinem Zimmer besucht.

Frances Spears trifft so ihren Gatten Dr. Robert Vernon Spears, laut Passagierliste der „National Airlines" eines der 42 Opfer der Flugzeugkatastrophe im Golf von Mexiko am 16. November 1959. Offiziell ist Dr. Spears tot und liegt auf dem Grund des Meeres.

Aber in Wirklichkeit ist er ein quicklebendiger „Leichnam", der nun seine Frau wiedersieht.

Frances hat inzwischen bei der Versicherungsgesellschaft ihren Anspruch auf 100 000 Dollar geltend gemacht. Alle Formalitäten sind zufriedenstellend erfüllt, sagte man ihr, die Auszahlung der Summe sei nur noch eine Sache von Tagen. Man habe bisher erst neun der 42 toten Passagiere gefunden, darunter nicht die Leiche ihres Gatten ...

In den vielen Wochen, da die zwei einander nicht gesehen haben, spielte sie mit großer Meisterschaft die von ihrem Schmerz tiefgebeugte Witwe, nahm mit Würde und dem Aufgebot ihrer ganzen Selbstbeherrschung die Beileidskundgebungen von Freunden und Bekannten entgegen, ohne unter der Last des grausamen Schicksals zusammenzubrechen.

Jetzt aber ist Frances endlich wieder glücklich und mit ihrem Robert zusammen. Das ist das Rendezvous, das Chefdetektiv Julian Blodgett im Gespräch mit seinem Boß, dem Staatsanwalt William B. McKesson, in Los Angeles am 4. Januar prophezeit hat.

Noch haben die FBI-Agenten in Dallas nicht den Auftrag erhalten, Frances Spears zu beschatten.

Die geheime Zusammenkunft der Ehegatten bleibt deshalb vorerst unbemerkt. Es ist jammerschade, daß der Dialog der beiden nicht Wort für Wort, Silbe für Silbe mit jeder Färbung der Stimme und allen Nuancen auf Tonband aufgenommen werden konnte.

Fragt Dr. Spears zuerst, wie es den Kinderchen geht, Kenneth und Debra Robin? Oder will er zuerst wissen, was eigentlich mit der Auszahlung der Versicherungssumme los ist? Schließlich ist er ja bereits volle einundfünfzig Tage offiziell tot.

Und was sagt eine liebende Gattin in so einer Situation zu dem Ehegemahl? Vielleicht: „Darling, gibst du auf deine Diät acht? Ißt du genug Obst? Du siehst so blaß aus."

Was die beiden miteinander sprechen bei diesem Rendezvous im Lakewood-Hotel, wird wohl kaum jemals enthüllt werden. Wohl gibt Frances Spears später ihre rührselige und edle Version vom Verlauf dieses Gesprächs. Aber sie ist eine Lügnerin von Format.

Wenige Tage, nachdem Dr. Spears im Auto in westlicher Richtung abgefahren ist, geben die Behörden folgendes bekannt: Zur Zeit wird untersucht, ob die Flugzeugabstürze vom 16. November und vom 6. Januar durch Bombenexplosionen herbeigeführt worden sind. Und Dr. Spears, so heißt es nun, sei vielleicht gar nicht tot, sondern kerngesund. An seiner Stelle sei ein Mann aus Tampa, William Allen Taylor, umgekommen ...

Zwei Offiziere der Dallas-Polizei und drei junge FBI-Agenten kommen ins Haus 6116 Gaston Avenue und fragen Frau Spears, ob sie sich umsehen dürfen und ob sie bereit sei, Fragen zu beantworten.

Sie ist ungemein sorgfältig frisiert, aber vergrämt und traurig, wie es sich für eine Witwe ziemt, deren armer, toter Gatte nun von verantwortungslosen Sensationsmachern verleumdet wird.

Polizeileutnant Xavers fragt sie: „Mrs. Spears, Sie wissen doch, daß Ihr Mann ein vielfach vorbestrafter Verbrecher ist, nicht wahr?"

„Er ist vorbestraft gewesen, aber er war kein Verbrecher! Er war ein Mann, immer bereit, anderen zu helfen. Er war mit besonderen Gaben gesegnet: ein Heiler. Solche Menschen werden immer von neidischen und böswilligen Leuten verfolgt, verleumdet und in den Schmutz gezerrt. Ich weiß, daß er im Gefängnis war. Aber er hat seine Schuld längst abgebüßt und ist seit Jahren nicht mehr in Konflikt mit dem Gesetz geraten."

„Mrs. Spears, wir haben hier eine Liste seiner Verurteilungen und auch der vielen falschen Namen, deren er sich bediente. Neun Gefängnisstrafen sind hier angegeben, die erste wegen Juwelendiebstahls, eine wegen Dokumentenfälschung, vielleicht auch auf Grund von Anzeigen böswilliger, neidischer Leute?"

„Das war alles, bevor wir verheiratet waren, Jugendsünden, leichtsinnige Streiche. Er hat sich gründlich gewandelt, der Arme. Er war ein feiner, gutmütiger, stets auf das Wohl seiner Familie bedachter Mann. Ihn kennenlernen, hieß ihn liebgewinnen."

„Sie sagen »die letzten Jahre seines Lebens« und »er war ein feiner Mann«. Heißt das, Sie sind überzeugt davon, daß er tot ist? Daß Sie die Gerüchte, die über ihn im Umlauf sind, für pure Erfindung halten?"

„Eine Frau, die ihren Mann so liebt, wie ich Robert geliebt habe, spürt, ob er noch atmet. Und ich weiß, daß er nicht mehr unter den Lebenden sein kann. Das würde doch bedeuten, daß er sich verbirgt, irgendwo heimlich aufhält, ohne mich, ohne seine Kinder ..."

Frances Spears bricht in Tränen aus. Ihre Stimme bebt, stockend spricht sie weiter: „Nein ... nein, wenn Robert am Leben wäre, dann würde er hier sein, hier, wo sein Platz ist, bei mir und bei unseren beiden Kindern."

„Was sagen Sie zu der Behauptung von Mrs. Taylor in Tampa, daß Doktor Spears ihren Mann hypnotisiert und ihn an seiner Stelle mit einer Bombe in der Tasche ins Flugzeug befohlen hat?"

„Die Arme", erwidert Frances Spears voll Mitgefühl. „Ihr Mann ist doch verschwunden. Wie kann man ihr da böse

Vac® -Haartonicum -
unentbehrlich für Ihr Haar!

Vac ist ein Strom von Kraft und Leben für Ihr Haar. Vac macht es frei von Schuppen - gesünder, kräftiger, schöner.



Jetzt wird Ihr Haar aufleben - durch Vac-Haartonicum!

Delta N antwortet nicht

sein, wenn sie Unsinn spricht. Ich verzeihe ihr. Aber ich weiß, mein Robert wäre niemals imstande gewesen, einem Freund etwas Böses anzutun. Und die beiden waren doch Freunde. Und das mit der Bombe! Welch ein Unsinn! Mein Mann, ein Mensch, der heilt, Kranke gesund macht, soll den Tod von vielen Unschuldigen herbeigeführt haben? Wenn Flugzeuge abstürzen, so ist man immer gleich mit irgendwelchen geheimnisvollen Ursachen bei der Hand, nur um die Fluggesellschaften von jeder Schuld freizusprechen, daß sie unzulängliche Maschinen oder unzulängliches Personal eingestellt haben."

„Warum war Ihr Mann so hoch versichert, Mrs. Spears?"

„Weil er häufig flog und es für einen verantwortungsbewußten Mann und Vater zweier Kinder leichtsinnig gewesen wäre, nicht daran zu denken, was aus seiner Familie wird, wenn ihm etwas zustößt. Leider hat er ja recht gehabt mit seinen Befürchtungen. Aber vergessen Sie nicht, daß er die Versicherung viele Monate vor dem Flugzeugunglück im Golf von Mexiko abgeschlossen hat."

„Viele Monate?" fragt einer der drei FBI-Agenten. „Die Police ist doch erst am 2. September ausgestellt worden."

„Nun, das ist ja schon vier Monate her", sagt Frances Spears sachlich. „Und zweieinhalb Monate vor dem Unglück. Also, wie ich sagte: eine lange Zeit vorher."

„Hat Ihr Mann sich sehr viel mit Hypnose abgegeben, Mrs. Spears?" fragt der zweite Beamte.

„Hypnose ist ein anerkanntes Hilfsmittel in der Medizin, meine Herren", erwidert Frances Spears überlegen, fast dozierend. „Darüber besteht ja in maßgebenden Kreisen kein Zweifel mehr."

„Ich meine Laienhypnose", unterbricht sie ein Beamter. „So zum Zeitvertreib oder zur Unterhaltung?"

„Dazu hat mein Mann leider keine Zeit gehabt", antwortet Mrs. Spears.

„So. Wenn er keine Zeit dazu gehabt hat, warum besitzt er dann so viele halbwissenschaftliche Bücher über Hypnose?" wirft der Beamte unbeirrt ein. „Wir haben in seinem Arbeitszimmer nicht weniger als sechsundzwanzig Bücher über Hypnose gefunden."

„Wirklich?" sagt Mrs. Spears und bricht wieder in Tränen aus. „Mein Gott, er hat immer so viel vorgehabt, und zu nichts ist er gekommen. Und jetzt ist der Arme für immer von uns gegangen. So viele Bücher, die er lesen wollte! So viele Dinge, die er tun wollte!"

„Die Bücher hat er gelesen", erklärt der junge Beamte seelenruhig. „Sie sind zerlesen, alle sechsundzwanzig."

Aber Frau Spears ist vollkommen in Schmerz aufgelöst und nicht mehr vernehmungsfähig. Ihre Kinder hören sie weinen und schluchzen, sie kommen aus dem Nebenzimmer herein, stimmen in das Elendskonzert mit ein. Eine Sinfonie des Jammers.

Leutnant Xavers blickt auf die anderen Männer und steht auf. Die vier folgen seinem Beispiel.

„Danke, Mrs. Spears", sagt er. „Es war freundlich von Ihnen, das Haus ohne Durchsuchungsbefehl besichtigen zu lassen und unsere Fragen so ausführlich zu beantworten."

„Das war doch selbstverständlich", sagt Frances Spears. „Es geht doch um das Andenken meines armen Mannes."

Sie sagt es seufzend, mit tränenerstickter Stimme.

*

Am 7. Januar, also am selben Tag, da Mrs. Spears ihren zumindest von Chefdetektiv Blodgett in Los Angeles nicht mehr ganz so totgeglaubten Ehegemahl in einem Vorstadthotel in Dallas besucht, kommt ein ernster, hochgewachsener Mann in das Direktionsbüro der „National Airlines" auf dem Flugfeld von Miami und verlangt den Chef.



Seiner Frau die Welt zu Füßen legen: das war das Lebensziel des Anwalts Julian A. Frank. Er liebte Janet abgöttisch. Die Polizei vermutet, daß er ein Passagierflugzeug bestieg und die Maschine dann mittels einer Höllenmaschine zum Absturz brachte. Durch dieses grausame Verbrechen sollte seine Frau, die früher ein bekanntes Fotomodell war, in den Genuß einer hohen Versicherungssumme kommen . . .

„Sehr dringend!" sagt er. „Im Zusammenhang mit dem Flugzeugunglück in North Carolina."

Er wird sofort vorgelassen. Einer der Chefs, es ist Leslie Desmond, fragt den Besucher, was er für ihn tun könne.

„Mein Name ist Herbert Cantor", sagt der Gefragte. „Ich bin der Geschäftspartner eines der Passagiere aus der DC — 6 B, die in North Carolina abgestürzt ist."

Er sieht die Liste vor Mr. Desmond auf dem Schreibtisch.

„Hier haben Sie ihn. Julian A. Frank, Anwalt aus New York. Ich wartete hier auf dem Flugfeld von Miami auf seine Ankunft. Er hat ganz wichtige Dokumente bei sich gehabt. Und da ich erfahren habe, daß eine Untersuchungskommission des Zivil-Ausschusses für Flugwesen zur Unglücksstätte fliegen wird, möchte ich darum bitten, mitfliegen zu dürfen. Es handelt sich um Dokumente von allergrößter Wichtigkeit. Ich möchte an Ort und Stelle nach ihnen suchen, wenn das möglich ist."

„Haben Sie Papiere, die beweisen, daß Sie zu der Anwaltsfirma Julian Franks gehören?"

Herbert Cantor legt zwei Briefe auf den Schreibtisch, aus denen hervorgeht, daß er im Auftrag der Anwaltsfirma nach Miami gekommen ist, um Erkundigungen wegen irgendwelcher Grundstückstransaktionen in Florida einzuholen.

„Ich werde sehen, was ich für Sie tun kann", sagt Desmond und hebt den Telefonhörer ab. Das Gespräch, das er führt, dauert nur zwei Minuten. Dann legt er den Hörer wieder auf und wendet sich seinem Besucher zu.

„Mr. Cantor, ich habe mit dem Leiter des Ausschusses, Mr. Oscar Bakke, gesprochen. Er hat nichts dagegen, wenn Sie mitfliegen. Ich weiß aber nicht, ob Ihnen das helfen wird, denn es ist fraglich, ob man Sie zu den Leichen lassen wird. Man hat die Unglücksstelle abgesperrt. Und nur die Lokalpolizei, die FBI-Agenten und Mitglieder eines Kongreßkomitees, das gerade die Sicherheit der Luftfahrt überprüft, werden die Absperrung passieren dürfen.

„Hauptsache, daß ich mitfliegen darf", meint Herbert Cantor und fügt zuversichtlich hinzu: „Wenn die Polizei dort arbeitet, wird man mich bestimmt bevorzugt behandeln. Mein Partner Julian Frank war ja der Sohn des früheren Polizeichefs von New York. Da wird man mir wohl entgegenkommen."

Später wird sich herausstellen, daß der Partner Franks gar nicht sein Partner war, und daß er auch in bezug auf Franks Vater übertrieben hat. Dieser war bloß dritter Stellvertreter des Polizeichefs gewesen . . .

Ob man Cantor am Unglücksplatz bevorzugte Behandlung schenkt, wird noch Gegenstand hitziger Debatten werden. Später, als die FBI den Tod Franks zum Gegenstand gründlicher Untersuchungen macht. Über den möglichen Zusammenhang zwischen Dr. Spears und Julian Frank, von Detektiv Blodgett in Los Angeles vermutet, finden sich nur geringe Anhaltspunkte.

Einen hat ein Freund von Dr. Spears, der Häftling Dr. Loomis, der Polizei gegeben. Loomis behauptet, Dr. Spears hätte Julian Frank in New York angerufen, um sich einen guten Anwalt in Los Angeles empfehlen zu lassen. Frank hätte Dr. Spears den Anwalt Josef Forno genannt, den Dr. Loomis später selbst als Verteidiger nahm.

Anwalt Forno hingegen erklärt, er habe niemals irgendeine Verbindung mit Frank gehabt.

Es besteht kein Anlaß, die Angaben des geachteten Anwalts Forno zu bezweifeln. Andererseits kann sich ja Loomis den Namen Julian Frank nicht erdacht haben. Aber welcher Zusammenhang bestand dann zwischen Spears und Frank?

Ein zweiter Anhaltspunkt, der allerdings ebenfalls in eine Sackgasse zu führen scheint: Der Versicherungsagent Maxwell Klum hat sowohl für Spears als auch für Julian Frank Lebensversicherungspolicen ausgestellt, für den ersteren auf 100 000, den letzteren auf 187 500 Dollar. Das beweist weiter gar nichts, denn ein Versicherungsagent hat schließlich die Aufgabe, Leute zu versichern. Frank hat außer dieser Police noch andere bei andern Gesellschaften erworben, die seiner schönen Frau und

den Kindern, der vierjährigen Ann Ellen und dem zweijährigen Andrew, weiter 700 000 Dollar für den Fall sichern, daß ihm während eines seiner vielen Flüge etwas zustößt.

Ob jedoch ein Zusammenhang zwischen den beiden Männern besteht oder nicht, es ist in jedem Fall absonderlich, wenn ein Anwalt wie Frank, der durchaus nicht zu den Größen seines Berufs gehörte, so riesige Lebensversicherungen abschließt, insgesamt auf 887 500 Dollar.

Am 7. und 8. Januar sucht man erfolglos nach der Leiche des Anwalts Julian Frank. Unter und neben den Trümmern des abgestürzten Flugzeugs, nahe dem Dörfchen Bolivia in North Carolina, kann man bloß 33 Leichen finden. Die Besatzung eingeschlossen, waren aber 34 Menschen an Bord gewesen . . .

Herbert Cantor fliegt unverrichteterdinge nach Miami und von dort sofort nach New York zurück. Er ist tief bekümmert, kann nicht verstehen, was mit Franks Leiche geschehen sein mag.

Am 9. Januar, einem Samstag, haben die Brüder Hall und Robert Watters, Eigentümer eines Lufttaxiunternehmens in Wilmington, einen Kunden, der nach Southport, etwa 30 Meilen im Süden, gebracht werden will. Auf dem Rückflug kreuzen die Brüder den Cape Fear River, der hier breit und sumpfig ist.

„Hall", ruft Robert seinem Bruder zu, „schau dorthin!"

Am Südufer des Flusses sieht er etwas, halb eingebettet in Schlamm, die Form eines menschlichen Körpers . . .

Sofort fliegen sie näher, so tief sie können.

„Mein Gott", ruft Robert Watters aus, „der arme Teufel!"

Er hat gute Augen. Sieht, daß hier ein Mann liegt, allem Anschein nach tot, ein Bein ist abgerissen. Und auf dem Nordufer, auf der anderen Seite des Cape Fear River, sehen die Brüder abgebrochene Teile eines abgestürzten Flugzeugs, ein kleines Stück des Flugzeugrumpfs mit zwei Fenstern.

Sie fliegen nach Wilmington, melden, was sie gesehen haben.

Mit Hilfe von Hubschraubern und Booten der Küstenwache kann man die vierunddreißigste Leiche der Flugzeugkatastrophe bergen. Das Erstaunliche an dem grausigen Fund ist, daß diese Stelle am Cape Fear River nicht weniger als 25 Kilometer von jenem Ort entfernt ist, wo die anderen Leichen gefunden wurden.

Der Tote ist Julian Frank. Der Gerichtsarzt Beran, der im Spital von Wilmington die Obduktion vornimmt, schreibt in seinem Bericht: „Offene Wunde rings ums Herz. Ein Bein über dem Fußgelenk abgerissen, das andere, das rechte, unterhalb des Knies. Kleine Metallstückchen und andere Fremdkörper tief im Fleisch . . ."

In Franks Rocktasche findet sich eine Brieftasche, die sonderbarerweise weder Geld noch eine der im Leben bemittelter Amerikaner unentbehrlich gewordenen Kreditkarten enthält.

Die einsame Stelle im Sumpf, wo man die Leiche findet, läßt es ausgeschlossen erscheinen, daß ihm jemand den Inhalt der Brieftasche gestohlen haben könnte.

Andererseits, so kombinieren die Untersuchenden, begibt sich doch niemand auf eine Reise von New York nach Miami, ohne Geld und Ausweispapiere bei sich zu haben . . . außer er rechnet gar nicht mit der Möglichkeit, am Ziel anzukommen.

Die Theorie, daß auch diese Katastrophe wie die im Golf von Mexiko planmäßig herbeigeführt worden ist, wird öffentlich ausgesprochen. Und zwar von einem Senator, der dem Kongreßkomitee angehört, das über die Sicherheit der Luftfahrt wachen soll.

Senator A. S. Mike Monroney gibt bekannt, daß es, soweit es die bisherigen Untersuchungen ergeben haben, zweifellos eine Explosion war, die den Absturz des Flugzeugs über North Carolina bewirkte. Die in vollkommenem Mißverhältnis zu seinen Einkünften stehenden Lebensversicherungspolicen Julian Franks, die seiner Frau im Falle seines Todes fast eine Million Dollar zusichern, sowie die Tatsache, daß seine Leiche, wohl infolge einer Explosion, ganz woanders zu Boden fiel wie jene der andern Passagiere, lenken den Verdacht auf ihn.

„Wahrscheinlich war es der Plan Julian Franks", erklärt der Senator, „das Flugzeug auf jener Strecke in die Luft zu sprengen, wo der Flug über das Meer führt, was knapp nach Wilmington der Fall ist. Er muß sich in seiner Kalkulation um vielleicht eine Minute geirrt haben. Und nachdem die Explosion Frank und einen winzigen Teil des Flugzeugrumpfes mit ihm abriß, scheint der Pilot das Flugzeug herumgerissen und versucht zu haben, wahrscheinlich nach Wilmington zurückzufliegen. Für etwa dreißig Sekunden mag es ihm gelungen sein, die Balance zu halten und Nordkurs zu nehmen. Sicherlich hat er auch versucht, durch Radio Hilferufe auszusenden, aber die Explosion hat die Funkapparatur zerstört. Und dann kam der Absturz. Daß die Passagiere von dem Unheil und der Gefahr gewußt haben mußten, spricht daraus, daß alle an ihre Sitze angeschnallt waren."

Die FBI ist fieberhaft damit beschäftigt, herauszubekommen, welche Geschäfte Julian Frank in den letzten Monaten so oft nach Las Vegas und Phoenix geführt haben, welche Finanztransaktionen er in Florida durchführte. Seine Freunde schildern ihn als ehrgeizerfressenen, luxusliebenden Mann, der seiner liebreizenden Gattin, die als Janet Wagner ein berühmtes Fotomodell war, die Sterne vom Himmel herunterholen wollte. Er stand am Rand des Ruins und sah keinen anderen Ausweg mehr als den, in einem unaufgeklärten Flugzeugunglück zu sterben, um ihr auf diese Weise ein Vermögen zu hinterlassen, das er ihr lebend nicht zu Füßen legen konnte.

Aber sowohl Franks junge, schöne Frau, deren Bilder so viele Modezeitschriften geschmückt haben, wie auch ihr Anwalt Carl Rubino führen gute Gründe an, warum sie beide fest an Franks Unschuld glauben und empört über die voreilige Art und Weise sind, wie offizielle Stellen ohne Beweise einen Toten für schuldig erklären.

„Wir haben den Nachweis erbracht, daß Julian Frank nicht etwa Versicherungsagenten aufgesucht hat, um die Policen zu erwerben, sondern daß diese ihm Versicherungen angeboten haben. Es steht fest, daß einer der Agenten ihm bei einer sehr hohen Police für den lächerlichen Zusatzbetrag von 125 Dollar die sogenannte Doppelte Entschädigungsklausel angeboten und er sie abgelehnt hat.

Die Klausel beinhaltet die Auszahlung der doppelten Versicherungssumme im Falle tödlichen Unfalls. Hätte Julian Frank »den tödlichen Unfall« geplant, wie konnte er so eine Gelegenheit auslassen? Weiter ist es Tatsache, daß ein kubanischer Bankier an Bord desselben Flugzeugs war und mit Frank umkam, der erst kurz vorher Freunden gesagt hatte, daß er ein Attentat auf sich befürchte.

Es ist auch sicher nachgewiesen, daß Julian Frank ein Rückfahrtbillett Miami—NewYork gekauft hatte. Warum das, wenn er vorher wußte, daß er nicht zurückfliegen werde? Und zuletzt die lächerliche, durch nichts bewiesene Behauptung in vielen Berichten, daß zwischen ihm und dem gesuchten Betrüger, Scharlatan und vorbestraften Verbrecher Robert Vernon Spears freundschaftliche Beziehungen bestanden hätten . . ."

Im Gegensatz zu dem Fall der Frau Spears, die tränenreich und nicht gerade wortarm die Unschuld ihres „toten" Mannes beteuert, zweifelt niemand daran, daß Janet Frank mit jeder Faser ihres Herzens daran glaubt, daß Julian Frank so wie die andern 33 Opfer des Flugzeugunglücks starb, ohne eine Ahnung von der Katastrophe gehabt zu haben.

„Mein Mann ist unschuldig", schwört auch Frau Spears tagelang, wochenlang, zu Hause, vor der Polizei, in Radio- und Fernsehsendungen, wo man sie mit Fragen überschüttet.

Und ganz Amerika sieht ihr Gesicht, über das die Tränen fließen. Vielleicht weiß sie, daß irgendwo in Arizona auf einer kleinen Ranch ein recht guter Bekannter, den sie erst kürzlich im Hotel Lakewood in Dallas besuchte, jetzt vor einem Fernsehschirm sitzt und ihre beachtenswerte schauspielerische Leistung bewundert.

„Dr. George Rhodes", der letzte der vielen falschen Namen, die Dr. Spears in seinem Leben wählt, fühlt sich in seinem Versteck, das ihm sein Kollege und Freund, Dr. William Turska, zur Verfügung gestellt hat, recht wohl und sicher.

Es ist ein einsamer Platz, auf dem der kleine Bungalow steht. Hier wartet der Scheintote auf die Nachricht aus Dallas, daß die „Fidelity and Casualty Company" seiner Frau endlich die ihr zustehenden 100 000 Dollar ausbezahlt.

Dr. Turska, das ist ein Mann, dem man trauen kann. Und noch dazu einer, der gutmütig glaubt, was andere ihm sagen.

*

Am 20. November, also vier Tage nach dem Absturz des Flugzeugs über dem Golf von Mexiko, läutet das Telefon bei Dr. Turska, der ein Motel etwa zwanzig Meilen von Phoenix in Arizona besitzt.

„Bill?" sagt eine Stimme, die Turska bekannt vorkommt, „hier spricht ein guter alter Freund; Robert . . . Robert Spears."

Dr. Spears macht eine Pause und wartet auf die Reaktion.

„Robert Spears", sagt Turska, angenehm überrascht. Dem Ton nach darf Dr. Spears sich sicher fühlen. „Das ist eine Freude! Wo bist du?"

Spears ist in Phoenix. Hat bestimmte, große Pläne, eine Klinik betreffend, die





Mord in Hypnose? Frances Spears, die Frau des zwielichtigen Naturheilarztes, beteuerte wortreich die Unschuld ihres Mannes an der Flugkatastrophe über dem Golf von Mexiko. Sie behauptete, daß Dr. Spears die Lehrbücher über Hypnose, die man in seiner Bibliothek fand, niemals gelesen habe. Dabei war sie nach Überzeugung der Polizei von Anfang an in den teuflischen Plan ihres Mannes eingeweiht. Der Tod von 42 unschuldigen Opfern schien sie kalt zu lassen. Erst als der Naturheilarzt verhaftet wurde (rechts), erlitt seine Frau einen Nervenzusammenbruch.



Da sagt der Tünnes zum Schäl...

„Schäl, weißt du eigentlich, warum et in Köln soviel Schmitz jibt?"

„Enä, Tünnes."

„Weil se em Dreißigjährige Krieg emal ne Schmitz UK jestellt haben!"

✱

Der Tünnes ist im Himmel und der Schäl in der Hölle. Eines Tages treffen sich die beiden zwischen Himmel und Hölle. Einer fragt den anderen, wie es ihm geht.

Der Schäl: „Och, bei uns is et ja nit so schlecht, mir müssen nur aufpasse, dat dat Feuerche schön brennt. Weißt de, so ab un zu immer wat nachlege."

Tünnes: „Dann habt ihr et aber jut. Bei uns is immer nur Arbeit. Morgens früh die polierte Sonn erausstelle, die Sterne all un der Mond ereinhole. Dat all poliere und putze, die Milchstraß sauber halte, abends die Sonn wieder reinhole, Mond un Sterne wieder rausstelle, et hält sich nur dauernd so dran, un mir krieje kaum Ruh."

„Ja, Tünnes, wie kommt dat dann?"

„Ja, Schäl", meint bekümmert der Tünnes. „Mir haben so wenig Leut!"

✱

Tünnes und Schäl sehen sich seit langer Zeit mal wieder auf der Straß: „Na, Schäl, wie jeht et dir?"

„Och, Tünnes, mir jeht et jut, ich hab' ja jetz en Frau.."

„Dat weiß ich, Schäl, die hat ja ne Puckel."

„Tünnes, du haß se doch nit all in der Reih. Wenn die ne Puckel hät, möt ich dat doch wesse."

„Jäcke Schäl, meinste denn, dä käm, wenn du zu Haus wärs?!"

✱

„Wie Tünnes, du haß dir en Auto angeschaff? Du wars doch immer sone große Gegner davon."

„Schäl, ich hat kein Lust mehr, mich immer überfahre zu lasse."

✱

„Du, Schäl, dä Mann da drüben auf der Eck, dä »Spirituosen« über seinem Laden stehen hat, dat es enen Idiot!"

„Warum, Tünnes?"

„Der Jeck hat Schnaps un verkäuf dä!"

✱

„Lieber Tünnes! Die völlige Wiederherstellung Ihrer Gesundheit ist nur möglich, wenn Sie das Trinken aufgeben."

Meint der Tünnes: „Also doch unheilbar, Herr Doktor."

✱

Tünnes bewirbt sich um eine Stelle als Nachtwächter. „Haben Sie dafür auch alle erforderlichen Eigenschaften?" fragt der Chef.

Tünnes: „Ganz bestimmt, ich werde beim geringsten Geräusch wach."

✱

Tünnes und Schäl schwanken aus einer Kneipe heraus.

„Sag, Schäl, dat riecht aber sehr komisch hier."

„Eja, dat is mir auch schon aufgefalle. Dat kann aber nur die frische Luft sein."

✱

Schäl: „Tünnes, warum hat dir denn dä Doktor jejen der Huste en Abführmittel jejebe, hilft dat dann?"

Tünnes: „Un wie, ich getrau mich jar nit zu huste."

✱

„Tünnes, ich hab gehört, daß dat Schmitze Nettche beim Film gelandet is. Stimmt dat?"

„O ja, Schäl, dat hat sogar en führende Roll."

„Als Star?"

„Enä, als Platzanweiserin."

✱

Schäl ist bei Tünnes zu Besuch. Tünnes besitzt zwei Papageien.

„Tünnes, du haß doch zwei Papageie, verkauf mir doch eine", meint der Schäl.

„Leeve Schäl, dat geht nit, dä eine sprich nur englisch, un der andere is dem seine Dolmetscher."





„Iß jetzt deine Suppe!" fordert der zähnefletschende Gangster. „Ich kann nicht", sagt angstschlotternd der dickliche kleine Herr. Minutenlang geht der Dialog hin und her. Endlich gesteht der Dicke, warum er die Suppe nicht essen kann: „Ich habe keinen Löffel!" — Der Mann, der beide Typen mit großer Wandlungsfähigkeit karikiert, ist der dänische Komiker Boyd Bachman.

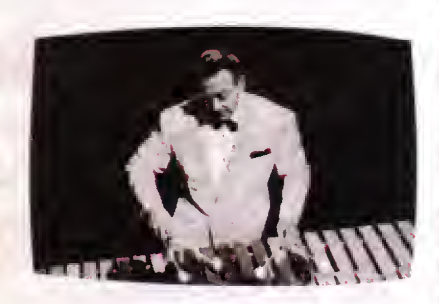


Die Geige mit Telefon

... war nur eines der Requisiten, mit denen „Boyde Boyde" das

Das Deutsche Fernsehen unternahm in der Karnevalszeit ein seltenes Wagnis: Köln präsentierte den dänischen Starkomiker Boyd Bachman und zeigte damit echten . . .

Mut zur Klamotte



„Ich bin 23 Jahre“, erklärt mit unbeweglich ernster Miene der Däne, um dann schelmisch hinzuzufügen „. . . in diesem Geschäft.“ Boyd Bachman begann seine Karriere als Jazzmusiker in dem englischen Show-Orchester Jack Hilton. Nach 1945 gründete er eine eigene Jazz-Band in Holland und entdeckte hier sein mimisches Talent. Auf vielen Instrumenten ist der Däne Meister. 6 Musiker des Orchesters Kurt Edelhagen, die Boyd in der Sendung begleiteten, hatten schon in Holland unter Bachman gespielt. Boyds herrliche Mimik, die Verpflichtung prominenter Artisten und die einfallsreiche Regie von Alexander Arnz hoben die Sendung über das übliche Unterhaltungs-Mittelmaß hinaus.



Zwerchfell seiner Zuschauer malträtierte. Ein in die Geige eingebautes Telefon brachte ihm schnell die Verbindung mit seiner Frau.

Giselas Fernseh-Schnaps

Gisela Schlüter, die in Kurt Wilhelms neuester Fernsehoper „Die Stumme von Portici" die Titelrolle schweigen wird, suchte als Gerüchterstatterin der NEUEN Jllustrierten Hamburgs Unterhaltungsstrategen Harald Vock auf. Er schilderte seine revolutionierenden Ideen auf dem Sektor der Fernsehunterhaltung. So will er nach seiner populären Idee, alte Schlager, sogenannte „Evergreens", in den Mittelpunkt einer Unterhaltungsserie zu stellen, auch neue deutsche Schlager in einem Zyklus „Nevergreens" würdigen.



Die „Jumpologie" der NEUEN Jllustrierten stand vermutlich Pate bei der „Beugologie", einer völlig neuen Verquickung von Frühsport und Rezitationen, die täglich von 8 bis 9 Uhr ins Fernsehprogramm eingeschoben werden soll. Es gelang, den wegen seiner gepflegten Sprachkultur bekannten Schauspieler Robert Freytag, der erst vor kurzem auf einer „Turnee" überaus erfolgreich den „Hamlet" turnte, hierfür zu gewinnen

„Ski und Jodeln gut", hieß es in den Zeugnissen des Schweizer Export-Carusos Vico Torriani, der einer Lebensstellung beim Fernsehen entgegensieht. Da Deutschlands vorgeschrittene Teenager die Herren der „Wetterkarte" als nicht „sexy" genug ablehnen, wurde Vico dazu ausersehen, in Zukunft die „Wetterkarte" zu singen. Vorerst will er sich allerdings seiner tenoralen Höhe entsprechend nur auf Hochdruckgebiete spezialisieren. Wegen der Tiefdruckgebiete laufen zur Zeit noch Verhandlungen mit Zarah Leander.

Clemens Wilmenrod, brutzelnde Plaudertasche für leichtgläubige Hausfrauen, hat die Hauptrolle für einen neuen Fernsehfilm „Romanze in Dill" an der Seite von Marianne Koch übernommen.

Der „deutsche Western" kommt! Als Koproduktion mit dem Bayerischen Fernsehen wird die Wildwest-Fortsetzungsreihe „Solang die Zügel schleifen" angekündigt. Aus einer Publikumsbefragung ging hervor, daß



der deutsche Fernsehteilnehmer seinen Westernhelden schlank, adleräugig, einsam sieht. Kein Wunder, daß man sogleich auf Ralph Bendix kam, der dazu noch den Vorzug aufweist, bei Ladehemmungen seine viehdiebischen Gegner in die Flucht singen zu können.



Der aus seriösen Kreisen stammenden Bitte, im Fernsehen ein für die Jugend bearbeitetes Tanzpaar zu schaffen, wurde entsprochen: Heinz Schmiedel, bisher Partner der anregenden Maria Litto, tat sich mit Deutschlands beliebtester Fernsehansagerin, Irene Koss, zusammen. Die Uraufführung des Balletts „Äpfelchen, dein Wänglein so rot" steht unmittelbar bevor.

Mit mehrstimmiger Einheit wurde Dr. Rudolf Kühn zum Leiter eines Studios für weiblichen Fernsehnachwuchs gewählt. Er erhielt den Posten auf Grund seiner langjährigen Erfahrung mit Sternchen.

In ihren gerade erschienenen Memoiren erzählt die berühmte amerikanische Fernsehhündin Lassie, wie sie zu ihrem Namen kam: „Als ich schon in jungen Jahren zum Fernsehen gehen wollte und mich mein Vater daran zu hindern versuchte, hielt ihn meine Mutter mit den Worten zurück: »Lass sie!«"

Pointen aus d'r Bütt

Die Männer in der Bütt sind heute berufliche Spaßmacher, die in Köln nahezu völlig die sogenannten „Herrenredner" abgelöst haben. Diese bestiegen früher nur aus Spaß an der Freud ohne Bezahlung das närrische Pult, „die Bütt".



Hans Hachenberg: Die doof Noß (Die taube Nuß)

... Jeden Abend muß ich einen Löffel Lebertran nehmen. Da sagt neulich die Mama: „Warum läßt de dir denn den Lebertran immer vom Opa geben?"
Ich sage: „Dat is Berechnung. Der hat so zitterige Händ — bis der Löffel an meinem Mund is, is nix mehr drin."

Harry Fey (Der Gepäckträger)

Kam da ein Fräulein, dem sollt ich zwei Koffer vum Haupbahnhoff noh Hus drage. Also, die wore esu schwer, dat ming Arme immer länger wohte. Wie mir e Stück gegange woren, sagen ich: „Darf ich emal neugierig fragen, Fräulein, wat Sie in de Koffere drin haben?"
Da sagt it: „Wissen Se, ich fahre jedes Jahr an de See, un meine Vater hat ein großes Aquarium. Dem bringe ich dann jedesmal zwei Koffer Seesand mit."

Max Mauel (Der Politiker)

Politik ist die Kunst, an das Geld der Reichen und die Stimmzettel der Armen zu kommen, wobei beiden versprochen wird, man würde den einen vor dem anderen schützen.

Kurt Lauterbach (Das Kuriosum)

Ich bin ein Kuriosum: Mich hat der Storch gebracht, und der Strauß will mich holen!

Rudi Wirges (Der Friseurlehrling)

Neulich fragte ich einen Herrn: „Habe ich Sie schon mal bedient?"
„Nein", sagt der, „das Ohr habe ich im Krieg verloren."

Peter Schmitz (Bankräuber 1147)

Der Richter fragte mich: „Haben Sie bei all Ihren Einbrüchen nicht auch mal an Ihre arme alte Mutter gedacht?"
„Doch", habe ich gesagt, „aber für die alte Frau war nie was Passendes dabei."

Mathias Brück (Der Spanienfahrer)

In Spanien sagt' ich für 'nen Caballero, der in 'nem Straßenkreuzer saß: „Nanu, ich denk, ihr reitet all auf Eseln?"
„Ja", sagt der, „früher sind wir nur mit Eseln gefahren, heute kommen die Esel alle zu uns."

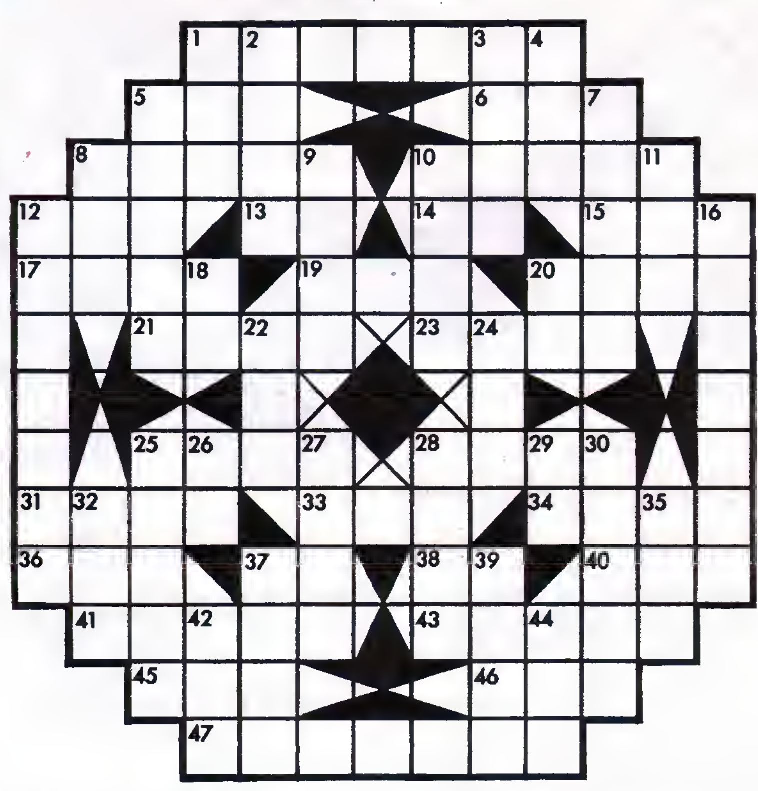


Archibald Seltenfröhlich (der traurige Humorist)

Sagte mein Vater: „Archibald, du hast den Mund offenstehen!"
Ich sagte: „Das weiß ich, Papa, ich habe ihn ja selbst aufgemacht."

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Fußbekleidung, 5. Chemisches Element, 6. Gefrorenes, 8. Orientalischer Herrschertitel, 10. Frauengestalt der griechischen Sage, 12. Bodeneinschnitt, 13. Fluß in Kurland, 14. Flächenmaß, 15. Wagenteil, 17. Feldherr Wallensteins, 19. Viehfutter, 20. Festsaal, 21. Männliches Schwein, 23. Geweberand, 25. Mädchenname, 28. Kartenspiel, 31. Peruanisches Herrschergeschlecht, 33. Sportgerät, 34. Koranabschnitt, 36. Nomadendorf, 37. Auerochs, 38. Persönliches Fürwort, 40. Felsenschlucht, 41. Teil der Karpaten, 43. Rumänisch-jugoslawische Landschaft, 45. Erdart, 46. Physikalischer Begriff, 47. Kirchlicher Würdenträger.

Senkrecht: 1. Kielwasser, 2. Stadt in Abessinien, 3. Stadt in Ostfriesland, 4. Schwur, 5. Wasserfahrzeug, 7. Impfstoff, 8. Kennzeichen, 9. Stadt in Baden, 10. Nagetier, 11. Fisch, 12. Gemahlin Oberons, 16. Wasserfahrzeug, 18. Strom in Sibirien, 20. Blumenwiese, 22. Heilbad an der Lahn, 24. Tauchvogel, 25. Aufsehen, 26. Französischer Artikel, 27. Buch der Bibel, 28. Küchengerät, 29. Spielkarte, 30. Pfefferfresser, 32. Vertiefung, 35. Titel, 37. Behälter, 39. Feldgrenze, 42. Lebensende, 44. Bedrängnis.

Silbenrätsel

a — ben — bre — da — de — deh — di — do — dorf — e — ein — eis — el — er — er — gen — gra — he — hi — horn — is — kel — la — lan — le — lin — lo — ma — ma — mel — na — na — nan — ni — nien — noir — nu — ny — on — re — rich — rin — sen — sta — tel — tes — tra — ul — ve — zel.

Aus obigen Silben bilde man 18 Wörter, deren erste und dritte Buchstaben, jeweils von oben nach unten gelesen, einen Sinnspruch ergeben; st = ein Buchstabe.

Die Wörter bedeuten:

1. Vater des Odysseus, 2. Wintersportplatz und Sommerfrische in Württemberg, 3. Stadt in Sachsen-Anhalt, 4. Backwerk, 5. Bayrische Universitätsstadt, 6. Farbe, 7. Ostseestrandbad, 8. Florentiner Bildhauer († 1466), 9. Minderwertiges Fahrzeug, 10. Männername, 11. Französischer impressionistischer Maler, 12. Sportstätte, 13. Steinkohlenteer-Erzeugnis, 14. Norwegischer Polarforscher, 15. Deutscher Lyriker († 1920), 16. Stadt in Spanien, 17. Fabelwesen, 18. Unkrautpflanze.

★

Die Gleichung

(a — ul) + (b — ba) + (c — de) = x

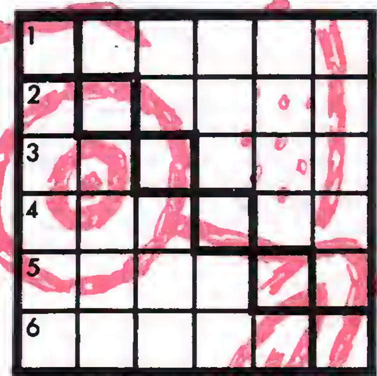
a = Schulsaal, b = Gewässer, c = Paradiesgarten, x = Rheinische Bäderstadt.

★

Duftende Gabe

Verdrehtes Ei an einem Wüstentier:
Die Blume schenk' ich zum Geburtstag dir!

Doppel-Diagonalrätsel



a a a a a e e e e e e g g g h i k
l l l m m n n n n r r r r r s s s t u

Man bilde waagerecht Wörter von folgender Bedeutung:

1. Seefisch, 2. Vermittler, 3. Ovation, 4. Salzwerk, 5. Vortrag eines Liedes, 6. Französischer Bühnendichter der Jetztzeit.

Die Diagonale nennt einen Sammelbegriff für die Flotte eines Landes.

Nun schüttele man die Wörter, bis solche von folgender Bedeutung entstehen:

1. Moderner Mädchenname, 2. Biblischer Berg, 3. Eßverlangen, 4. Jugoslawische Insel, 5. Strom in Indien, 6. Drucktechnischer Begriff.

Jetzt bezeichnet die Diagonale eine andere Benennung von „Art und Weise".

Auflösungen aus Nr. 7

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 3. Reck, 5. Farm, 7. Kauri, 8. Asien, 10. Inder, 12. she, 14. Uno, 15. Aus, 16. Sen, 17. Elmsfeuer, 20. Miltiades, 26. Eos, 27. Hel, 28. Feh, 29. Ara, 30. Stiel, 32. Drude, 34. Regie, 35. Gans, 36. Neer. — Senkrecht: 1. Ecke, 2. Main, 3. Rosine, 4. Kansas, 5. Friese, 6. Mieder, 9. Idol, 11. Dose, 13. Huftier, 18. Mal, 19. Urd, 20. Montag, 21. Isai, 22. Thales, 23. Aladin, 24. Efeu, 25. Sender, 31. Erna, 33. Rees. — Silbenrätsel: 1. Währungsreform, 2. Antenne, 3. Spinett, 4. Husten, 5. Eimer, 6. Upolu, 7. Turbine, 8. Engerling, 9. Niello, 10. Innichen, 11. Connecticut, 12. Heine, 13. Tachometer, 14. Geheimrat, 15. Eltville, 16. Sigma, 17. Cheviot, 18. Hotel, 19. Italien, 20. Einglas = Was heute nicht geschieht, ist morgen nicht getan. — Verwandlung: Raabe, Rabe. — Wertvoll: 1. Testament, 2. Unterhaus, 3. Rominten, 4. Mandoline, 5. Antigone, 6. Languste, 7. Istanbul, 8. Nemesis, 9. Sarabande, 10. Perslaner, 11. Iodonesien, 12. Napoleon, 13. Estragon, 14. Limonade, 15. Lazarett, 16. Salamander, 17. Alhambra, 18. Palisander, 19. Herkules, 20. Infektion, 21. Robespierre = Turmalin, Spinell, Saphir. — Zahlenrätsel: 1. Strindberg, 2. Kopernikus, 3. Achenbach, 4. Newton, 5. Diesel, 6. Ibsen, 7. Nachtigal, 8. Amundsen, 9. Verdi, 10. Iffland, 11. Edison, 12. Nicolai = Skandinavien.

Redaktionelle Gestaltung der Karnevals-Nummer: Alfred Woldt

Die NEUE Jllustrierte, eine aktuelle politische Bilderzeitung, erscheint jeden Dienstag. Herausgeber: Neuer Verlag; Bildredaktion: Harald Lechenperg (verantwortlich), Alfred Woldt, Hans Krupp, Wolfgang Sorsche, Paul Karalus, Heinz Sklorz; Textredaktion: Paul Baumgarten (verantwortlich), Ludwig Degelmann, Heinrich Oberst, Dr. Werner Fach. — Verlagsleiter: Joachim Viedebantt. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Otto Burghardt. — Anschrift: Neuer Verlag, Köln, Breite Straße 70; Ruf 23 36 66/67; Postscheckkonto: Köln 1547 30; Bank-Konten: Dresdner Bank A. G., Köln, Deutsche Bank A. G., Köln, Kreissparkasse Köln. — Druck: M. DuMont Schauberg, Pressehaus Köln. Bestellungen nimmt jede Postanstalt entgegen. Der monatliche Bezugspreis beträgt 2,11 DM zuzüglich —,09 DM Zustellgebühren. — In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Alfred Meyer-Oertel, Altmünster am Traunsee, Eck 77. — Die NEUE Jllustrierte darf nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden. — Printed in Germany.

Auslandspreise: Afrika sh 1/6; Australien austr. sh 1/9; Belgien frs. 7.—; Canada can. c 25; Dänemark kr. 1.25; England sh 1/3; Finnland Fmk 70; Frankreich NF 0.70; Holland cts 60; Italien Lire 100; Luxemburg frs. 7.—; Norwegen kr. 1.25; Österreich S. 4.—; Portugal Esc. 5.50; Schweden Öre 85; Schweiz Rp. 60; Südamerika US-c 20; USA US-c 25.

Kölsche Krätzjer

Witze, wie man sie von alters her in Köln erzählt.

Das Schiff stampft und schlingert durch die schwere See. Verfärbt steht Tünnes an der Reling. Ein Steward tritt zu ihm: „Wünscht der Herr ein Vorbeugungsmittel?"

„Danke, danke", winkt Tünnes ab, „wenn et eso weit is, beuge ich mich von selber vor."

*

Tünnes kommt zur Stadtsparkasse.

„Ich möcht gern bei Ihne en Konto eröffne."

„Aber gern, mein Herr. Und wieviel möchten Sie einzahlen?"

„Wieso einzahle? Ich möcht gern fuffzig Mark abhebe."

*

Der Tünnes wird auf der Straße vom Kaplan angesprochen.

„Ich muß Ihnen sagen, mein lieber Tünnes, es hat mich aufrichtig gefreut, als ich Sie gestern in der Abendandacht gesehen habe."

„Dat is ja riesig interessant, Herr Kaplan! Also da bin ich gester abend gewesel"

*

Arzt: „Wenn Sie nicht sofort das Trinken einstellen, lieber Mann, dann leben Sie nicht mehr lange. Ich will Ihnen ein altes Hausrezept verraten, wie Sie sich vom Alkohol entwöhnen können: Immer, wenn Sie Lust verspüren, ein Gläschen zu trinken, dann essen Sie ganz einfach einen Apfel."

Tünnes: „Dat is leider nit möglich, Herr Doktor."

Arzt: „Und warum nicht?"

Tünnes: „Weil et soviel Appel gar nit gibt!"

*

Der Schäl ist angezeigt worden und läßt sich von einem Rechtsanwalt beraten. Der sagt schließlich:

„So, wie Sie mir die Sache geschildert haben, werden für Sie etwa zehn Tage Gefängnis oder 200 Mark herauskommen."

„Wenn dat so is, dann nehm ich selbstverständlich die 200 Mark."

*

Richter: „Im Namen des Gesetzes werden Sie zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Haben Sie dazu noch etwas zu sagen, Angeklagter?"

Schäl: „Wenn Se vielleicht so freundlich sein wollte un däte meiner Frau bestelle lasse, dat ich heut nit zum Esse komme kann."

*

Tünnes beim Arzt:

„Herr Doktor, ich hab jeträumt, ich wär en Pferd un hätt Gras jefresse."

„Ja, Tünnes, das ist aber doch nicht so schlimm", meint der Arzt.

„Doch, Herr Doktor, wie ich wach wurde, war de Matratz leer."

*

Tünnes kommt nach Hause. Seine Frau empfängt ihn in strahlender Laune.

„Stell dir vor, Tünnemann, heut hat ne Verkäufer »Fräulein« zu mir gesagt!"

„Dat kannste aber dem Mann nit zum Vorwurf mache, Finche. Wie soll der auch auf die Idee komme, dat dich einer geheirat hat?"

*

Schäl geht mit Tünnes auf Brautschau. Sie sind in einer guten, deftigen Familie zu Tisch geladen und werden aufs beste bewirtet. Tünnes greift nach einigem Bedenken ungeniert nach allen Schüsseln, so daß sogar Schäl entsetzt ist. Er flüstert Tünnes zu: „Tünnemann, benimm dich! Wat soll dann die Braut denke?"

Tünnes kaut und kaut und flüstert grinsend: „Bis still, ich nemmen se gar nit."



Das Netz um Rechtsanwalt Scott Jordan zieht sich immer enger zusammen. Die New Yorker Polizei fahndet fieberhaft nach ihm, nachdem in seiner Wohnung die Mordwaffe entdeckt worden ist, die Pistole, mit der Fred Banton erschossen wurde. In einem kleinen Restaurant wird der Rechtsanwalt erkannt, als er falsches Geld in Zahlung gibt. Es sind Banknoten, die er kurz vorher von Laura Banton, der Schwester des Ermordeten, bekommen hat. Scott Jordan wird verhaftet und hat kaum noch eine Chance, seine Unschuld zu beweisen. Es sieht so aus, als ob der Henker schon auf ihn wartet.

Von Harold Q. Masur

Im allgemeinen steht ein Rechtsanwalt draußen und schaut in die Zelle hinein, wenn er sich mit einem beschuldigten Klienten unterhält. Diesmal war es umgekehrt ...

Ich saß drinnen und blickte finster und niedergeschlagen hinaus. Eine ganze Bande von Verschwörern schien Überstunden gemacht zu haben, um jeden Verdacht auf mich zu lenken. Auf meiner rohen Pritsche sitzend, kam ich mir vor wie eine Ameise, die eine Dampfwalze heranrollen sieht. Genauso langsam und unabwendbar rollte die Maschinerie der Justiz auf mich zu.

Ich konnte es immer noch nicht fassen, daß mir das alles passiert war, nur weil ich vor zwei Jahren eine gewöhnliche Scheidung durchgeführt hatte. Ich war jetzt sicher, daß bei der Scheidung geschwindelt worden war. Der Schriftsteller Vincent Green hatte mich damals wahrscheinlich nur als Anwalt genommen, um den Fall nach außen hin korrekt erscheinen zu lassen.

Green würde natürlich niemals zugeben, damals Schwindelmanöver angewandt zu haben. Denn dann würde ja seine jetzige Ehe für ungültig erklärt werden.

Mir fiel ein Name ein. Ritter, Ritter, Ritter. Unaufhörlich kreiste dieser Name in meinem Gehirn.

Hugo Ritter, der Fred Banton einen Schuldschein in Höhe von zehntausend Dollar gegeben hatte.

Ritter, der große Unbekannte.

Ich sprang auf und begann in der Zelle auf und ab zu gehen, wie ein Tier im Käfig. Aber ein Tier kann wenigstens nicht denken und ist zufrieden, wenn es gut gefüttert wird.

Fußtritte hallten im Gang. Ein Wärter blickte herein und sagte: „Besuch."

Ich folgte ihm in das Besuchszimmer, wo ein schlanker Mann wartete. Es war mein alter Chef Wendell Rogers, der mir mindestens genauso vertraute wie Helen Adams.

Er begrüßte mich mit einem breiten, strahlenden Lachen: „Nun, nun, mein Junge, Sie machen ja tolle Geschichten. Aber ich bin überzeugt, daß Sie schuldlos in die Sache hineingeschlittert sind. Erzählen Sie."

Wendell Rogers war früher ein ausgezeichneter Anwalt gewesen und verfügte aus dieser Zeit über weitreichende Verbindungen.

Er hörte mir wortlos zu. Als ich mit meiner Schilderung fertig war, lehnte er sich zurück und biß sich gedankenvoll auf seine Unterlippe. Dann fragte er: „Was soll ich für Sie tun, Scott?"

„Sorgen Sie dafür, daß ich hier herauskomme", sagte ich.

Fragend hob er die Brauen: „Sie meinen, ich soll Ihnen zur Flucht verhelfen?"

„Nein, nicht so. Auf legalem Weg."

„Das wird kaum möglich sein bei all den Beweisen, die man gegen Sie in der Hand hat", sagte Rogers nach kurzer Überlegung.

„Und wenn Sie mich durch eine Bürgschaft auf freien Fuß setzen lassen?"

„Nun, mein Junge, ich bin zwar schon recht eingerostet in rechtlichen Fragen. Aber so viel weiß ich noch, daß ein unter Mordanklage stehender Mann kein Recht auf Bürgschaft hat."

„Das weiß ich natürlich auch", sagte ich ungeduldig. „Aber unter außergewöhnlichen Umständen könnte vielleicht ein Richter für mich bürgen. Ich denke da an Ihren Schwager, den Richter Felix Cobb. Und er kennt mich gut und ist bestimmt genauso von meiner Unschuld überzeugt wie Sie selbst."

„Die Zeitungen würden ihn an den Pranger stellen", sagte Rogers und rieb sich die Stirn. „Sie verlangen zuviel, Scott."

„Er weiß, daß ich unschuldig bin. Er hat mich schon ein dutzendmal in Ihrem Haus getroffen."

„Er kann gar nicht wissen, ob Sie unschuldig sind oder nicht", sagte Rogers langsam. „Das müssen die Geschworenen entscheiden."

„Natürlich", sagte ich bitter, „dann weiß ich wenigstens, woran ich bin, und kann mich fröhlich auf den elektrischen Stuhl setzen. Ein hübsches Bild, nicht wahr? Ein Bild, das Sie Tag und Nacht verfolgen würde, oder?"

Ich sah, daß Wendell Rogers innerlich schwankte, und sprach gleich wieder auf ihn ein: „Ich muß einfach hinaus. Heute noch! Sie kennen doch Untersuchungsrichter Lohmann genausogut wie ich. Der stellt mich sonst morgen früh unter Hohngelächter den Pressevertretern vor: Da steht Scott Jordan. Rechtsanwalt. Falschmünzer. Mörder. Dunkle Haare, braune Augen. Schußwunde im Oberschenkel als Erinnerung an den zweiten Weltkrieg. Betrachten Sie das Profil des Verbrechers, meine Damen und Herren . . ."

Rogers zog ein Gesicht, als habe er eine Nadel verschluckt. „Gut, Scott. Wie soll ich vorgehen?"

„Ganz einfach. Fertigen Sie die Bürgschaft aus und setzen Sie sich mit John Nola in Verbindung. Er wird Ihnen wahrscheinlich helfen, denn er glaubt an mich."

Wendell Rogers hatte sich plötzlich verändert. Trotz seines Alters war er voll Enthusiasmus, und aus seinen Augen leuchtete Kampfeslust. Als er ging, wußte ich, daß meine Sache bei ihm in besten Händen war. Aber trotzdem zweifelte ich daran, daß es ihm gelingen würde, mich hier herauszuholen.

Kurze Zeit, nachdem ich wieder in meiner Zelle war, ging das Licht aus, weil es Zeit zum Schlafen war. Ich legte mich auf meine Pritsche. Aber trotz meiner Müdigkeit war ich so nervös, daß es eine ganze Zeit dauerte, bis ich in einen unruhigen Schlaf fiel.

Jemand rief mich beim Namen. Ich öffnete die Augen und erkannte eine Gestalt in dem dämmrigen Licht des Ganges.

„Alles in Ordnung, Jordan. Stehen Sie auf. Sie können nach Hause gehen."

Im Wachlokal wartete Wendell Rogers auf mich. Triumphierendes Grinsen lag auf seinem Gesicht. „Hat geklappt, mein Junge", begrüßte er mich.

„Gab's Schwierigkeiten?"

„Sehr wenig. Mein Schwager erledigte die Sache wie ein Held. Und Ihr Freund Nola verriet mir, daß auch Postilie, der Assistent des Untersuchungsrichters Lohmann, auf Ihrer Seite steht. Das erleichterte die Formalitäten."

„Wie hoch ist die Bürgschaft?"

„Ich wollte das eigentlich Ihnen überlassen. Aber mein Schwager warf den Beamten einen Knochen hin und setzte sie hoch an: 50 000 Dollar."

Ich erschrak und fragte: „Und wer hinterlegt die Summe?"

HERBERT LEUPIN





...DARAUF EINEN Dujardin

Der Henker war mir unsympathisch

Rogers blickte etwas verlegen zur Seite und sagte: „Ich habe mit meinem Haus für Sie gebürgt."

Kurz darauf händigte mir der Wachhabende meine Brieftasche, meine Schlüssel und meine übrigen Habseligkeiten aus. Auf der Straße atmete ich tief die Luft der Freiheit ein. Rogers war bester Laune: „Das muß gefeiert werden, mein Junge", schlug er vor. „Gehen wir in ein gutes Lokal und ..."

„Nein", sagte ich. „Sie wissen, wie dankbar ich Ihnen bin. Aber ich habe wenig Zeit, wenn ich beweisen soll, daß ich unschuldig bin. Ich habe heute nacht noch verschiedenes zu erledigen."

Er schien mir etwas zu grollen, als wir uns verabschiedeten. Aber das konnte ich im Augenblick nicht ändern. Später würde er schon Verständnis für meine Haltung haben ...

Zuerst suchte ich Laura Banton in ihrer Wohnung auf. Als ich vor ihrer Tür stand und gerade läuten wollte, hörte ich einen seltsamen Ton, einen leisen, wimmernden Schrei.

Mein Haar begann sich langsam vom Nacken herauf zu sträuben. Ich preßte angestrengt mein Ohr gegen die Tür. Wieder ein schwaches, klägliches Seufzen aus dem Innern der Wohnung.

Ich läutete.

Schweigen. Ich läutete wieder, klingelte Sturm. Keine Antwort. Ich bearbeitete die Tür mit meinen Fäusten und schrie: „Öffnen Sie, Laura."

Eine Stimme, kaum hörbar, drang durch die Tür: „Gehen Sie weg ... bitte, gehen Sie weg ..."

„Ich bin Scott Jordan", rief ich.

„Oh." Die Erleichterung in ihrer Stimme war deutlich zu erkennen. „Ich ... ich kann Sie jetzt nicht empfangen."

„Sie müssen, Laura. Ich kann unmöglich warten. Soll ich das ganze Haus wecken?"

Sie schwieg. Ich rüttelte an der Klinke. Eine Weile blieb hinter der Tür alles still, doch dann wurde die Sicherheitskette entfernt und der Riegel zurückgestoßen.

Ich öffnete die Tür, ging hinein und schlug sie wieder hinter mir zu.

Laura Banton trug einen hübschen Morgenrock mit Pelzbesatz. Von ihrem Gesicht konnte ich in dem dämmrigen Licht einer Stehlampe zunächst nicht viel erkennen.

Ich sah mich um: Die Schubladen einer Kommode waren herausgerissen und der Inhalt auf dem Boden verstreut. Die Sessel lagen auf dem Boden, mit zerschnittenen Polstern. Bilder waren von den Wänden gerissen und zerfetzt. Es sah aus, als habe vor kurzem ein Tornado in dem Zimmer gewütet.

Ich faßte sie am Arm und zog sie unter die Stehlampe. Ihr Gesicht war übel zugerichtet, geschwollen und zerkratzt. Getrocknetes Blut hing in ihren Mundwinkeln. Und in ihren tränennassen Augen stand die nackte Angst.

Laura entwand sich meinem Griff und ging ins Badezimmer. Ich hörte, wie sie Wasser ins Waschbecken laufen ließ.

Als sie zurückkam, waren die Tränen verschwunden, aber nicht die Verletzungen.

Ich blickte über das Chaos im Zimmer hin und bemerkte gelassen: „Das war kein Streit mit einem Liebhaber, Laura. Wer war hier?"

„Ich ... ich kenne ihn nicht."

„Verdammt noch mal, Laura", fuhr ich auf. „Hören Sie mir zu. Wir haben jetzt keine Zeit, Theater voreinander zu spielen."

„Bitte ... Sie verstehen das nicht. Der Mann war hier, als ich nach Hause kam. Er war in die Wohnung eingebrochen und suchte etwas. Ich habe ihn noch nie vorher gesehen."

„Was wollte er?"

„Den Schuldschein über die zehntausend Dollar. Er behauptete, er gehöre ihm."

„Hugo Ritter?"

„Er sagte mir seinen Namen nicht. Er muß irgendwie gehört haben, daß Fred gewisse Dinge bei mir versteckt hatte. Er deutete an, daß er einen Freund bei der Polizei hat."

Also gab es auch in John Nolas Büro unzuverlässige Leute. Ich fragte: „Was geschah weiter?"

Ihre Stimme zitterte, als sie antwortete: „Ich ... ich erzählte ihm von dem Stoff-Fetzen, der in der Tasche war. Aber das interessierte ihn nicht. Und dann wollte er alles sehen, was Fred mir hinterlassen hat."

„Erwähnte er nichts Besonderes?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Erzählen Sie mir bitte alles, Laura", forderte ich sie auf. „Fred ist ermordet worden, und auch Sie scheinen jetzt in großer Gefahr zu sein."

Obwohl ich deutlich erkennen konnte, daß Laura Banton große Angst hatte, bequemte sie sich doch nicht, ausführlich zu erzählen.

„Sie sind wohl in Sorge wegen des Geldes, Laura?" versuchte ich es daher mit einem neuen Thema.



„Wo ... woher wissen Sie das?"

„Fred versteckte auch Geld bei Ihnen, nicht wahr?"

Sie schwieg und blickte mich ängstlich an.

„Sie haben Glück gehabt, Laura", sagte ich, „Glück, weil Sie nichts davon ausgegeben haben. Das Geld ist nämlich nichts wert. Es ist gefälscht."

Ich bemerkte, daß sich Enttäuschung auf ihrem Gesicht spiegelte. Ich erzählte ihr, was mir mit den Scheinen zugestoßen war, die sie mir als Vorschuß auf das Honorar gegeben hatte, und erwähnte, daß ich ihren Namen nicht genannt hatte.

Nervös zerknüllte sie ein Batisttaschentuch zwischen den Fingern und sagte dabei mit tonloser Stimme: „Ja, das Geld war in Freds Tasche zusammen mit dem Schuldschein und dem Stofffetzen. Zweitausend Dollar in Zwanzigernoten. Ich wußte nicht, daß die Scheine gefälscht waren. Und da Fred mein Bruder ist, glaubte ich, das Geld gehörte nach seinem Tod mir."

„Wo ist es jetzt?"

„An einem sicheren Ort."

„Holen Sie es!" Laura zögerte kurz und ging dann in ihr Schlafzimmer. Einen Augenblick später war sie zurück und hielt mir eine braune Aktentasche entgegen. Darin befand sich ein Bündel von neuen Zwanzigernoten.

„Wie sah der Mann aus, der Sie so übel zugerichtet hat?"

Sie schauderte: „Er war groß, sehr dick, mit einem plumpen, schwammigen Gesicht."

Ich bat Laura, telefonieren zu dürfen und rief dann Killborn, den hohen Beamten des Schatzamtes, an. Obgleich es schon tief in der Nacht war, meldete sich Killborn sofort am anderen Ende der Leitung. Ich erklärte ihm in kurzen Sätzen, daß ich das Geld gefunden hatte, und bat ihn, zu kommen.

„Ja, ich bin in einer Viertelstunde dort. Ich bringe alles Notwendige für Fingerabdrücke mit. Warten Sie auf mich, Jordan", sagte er und legte auf.

Laura braute einen starken Kaffee für uns. Schon bei der zweiten Tasse erschien Killborn. Seine Augen blickten durch den Raum und starrten dann Lauras verletztes Gesicht an.

Ich erklärte ihm alles.

„Gut", sagte er und streckte mir die Hand hin. „Wo sind die Noten?"

Ich reichte ihm die Aktentasche. Er zog einige Scheine hervor und nickte lebhaft. „Alles von derselben Quelle. Gut, Fräulein Banton, erzählen Sie mir jetzt die ganze Geschichte mit Ihren eigenen Worten."

Als Laura zu Ende war, schob Killborn gedankenvoll seine Unterlippe vor. „Hugo Ritter. Der Name ist mir nicht geläufig. Vielleicht hat er den Schein mit einem Decknamen unterzeichnet."

Während Killborn sich daranmachte, Fingerabdrücke abzunehmen, suchte ich im Telefonbuch nach Hugo Ritters Telefonnummer. Er war nicht eingetragen.

Eine halbe Stunde später saß ich neben Killborn in seinem Auto. Er fragte mich: „Können Sie mir irgend etwas über Fred Banton sagen? Sie stehen doch unter Anklage, ihn ermordet zu haben."

„Ich weiß leider sehr wenig. Bis vor einem halben Jahr war er Chauffeur bei Vincent Green, dem bekannten Schriftsteller. Möglicherweise war er früher der Geliebte von Frau Green, der ersten Frau des Schriftstellers. Aber sie ist tot. Auf der Straße überfahren."

„Nun", sagte Killborn. „Wir werden das alles genau untersuchen. Durch diesen Mordfall sind wir auf eine wichtige Spur in der Falschgeldaffäre gekommen. Das ist jedenfalls schon etwas."

Vor meiner Haustür setzte er mich ab. Ich freute mich auf ein heißes Bad und ein weiches Bett, als ich die Treppe nach oben stieg. Aber an Schlaf war vorläufig nicht zu denken, denn in meinem Wohnzimmer brannte Licht. Helen Adams lag zusammengerollt auf meinem Sofa.

„Überrascht?" fragte sie leise, als ich eintrat.

„Erfreut", sagte ich. „Wer hat dich hereingelassen?"

„Der Portier. Läßt der alle Mädchen rein?"

„Nur wenn sie hübsch sind ..."

„Bist du böse?"

„Im Gegenteil", sagte ich. „Ich bin dir sehr dankbar, daß du meinen alten Chef so prompt herbeigeschafft hast. Und wie du siehst, ist es ihm glänzend gelungen, mich erst einmal mit einer Bürgschaft aus der Klemme herauszuholen. Du verdienst eine große Belohnung."

„Was für eine Belohnung?" sagte Helen und spitzte dabei den Mund.

„Steh auf und finde es selbst heraus", sagte ich.

Sie sprang auf, reckte sich und trat dann auf mich zu. Ich nahm sie zärtlich in die Arme. In ihren Haaren schimmerten rostfarbene Lichter. Ihre Haut duftete nach welkem Laub.

„Scott", flüsterte sie, „Scott, ich hatte so furchtbare Angst um dich."

Nach einigen Minuten machte ich mich aus der Umarmung los, griff zum Telefonhörer und rief Max Turner an.

Max ist Privatdetektiv und hat mir schon oft geholfen. Neunmal läutete das Telefon, bis sich eine verschlafene Stimme meldete.

„Du mußt ein reines Gewissen haben", sagte ich in die Sprechmuschel, „daß du so gut schlafen kannst."

„Oder überhaupt keins", grunzte er am anderen Ende der Leitung. „Nur mein Freund Scott Jordan kann so rücksichtslos sein, mich mitten in der Nacht aus dem Schlaf zu reißen, stimmt's?"

Fortsetzung Seite 62

Die New Yorker sind schuld daran

Die New Yorker wollten die saftigen Orangen aus Florida genauso sonnenreif und frisch genießen wie die Bewohner von Miami Beach am sonnigen Strand von Florida. Doch bis nach New York sind es mehrere tausend Kilometer. Sonnenreife Orangen verderben auf dem Transport. Und vorzeitig geerntete unreife Orangen waren den New Yorkern nicht gut genug.

Man ist anspruchsvoll in Amerika, wenn es ums Essen geht

Was tun, um die Bewohner der Riesenstadt zufriedenzustellen? Die Wissenschaftler der Florida-Universität entwickelten ein Verfahren: Genau an dem Tag, an dem die leuchtenden Früchte vollreif sind, werden sie — übrigens unter staatlicher Kontrolle — gepflückt, handausgelesen und noch am selben Tage geschält und zu Saft gepreßt. Nach einem Spezialverfahren wird im Vakuum dem Saft das überflüssige Wasser entzogen; denn auch in den USA sind die Frachtkosten über so weite Strecken hoch. Und warum sollte man Wasser transportieren?

Das so gewonnene Konzentrat aus Orangensaft wird sofort danach auf minus 22 Grad Celsius tiefgekühlt. In lückenloser Tiefkühlkette wird es in die Kühlhäuser New Yorks gebracht. Das in Florida weggenommene Wasser wird in New York wieder zugesetzt, so daß sich ein Getränk ergibt, das einwandfrei nährstoffidentisch mit dem ursprünglichen Orangensaft ist.

„Obstessen leicht gemacht"

So sagten die New Yorker, als man ihnen zum erstenmal diesen köstlich-frischen Trank aus Florida vorsetzte. Das war 1946! Die New Yorker waren nun zufrieden, und was für sie wichtig ist: Gerade diesen „flüssigen Orangen" verleiht die amerikanische Ärzteschaft ihr Gütesiegel für höchste Qualität und Reinheit. Das garantiert dem US-Verbraucher: alle köstlichen Vitamine und Spurenelemente der frischen Orange.

Ist es nach Deutschland zu weit?

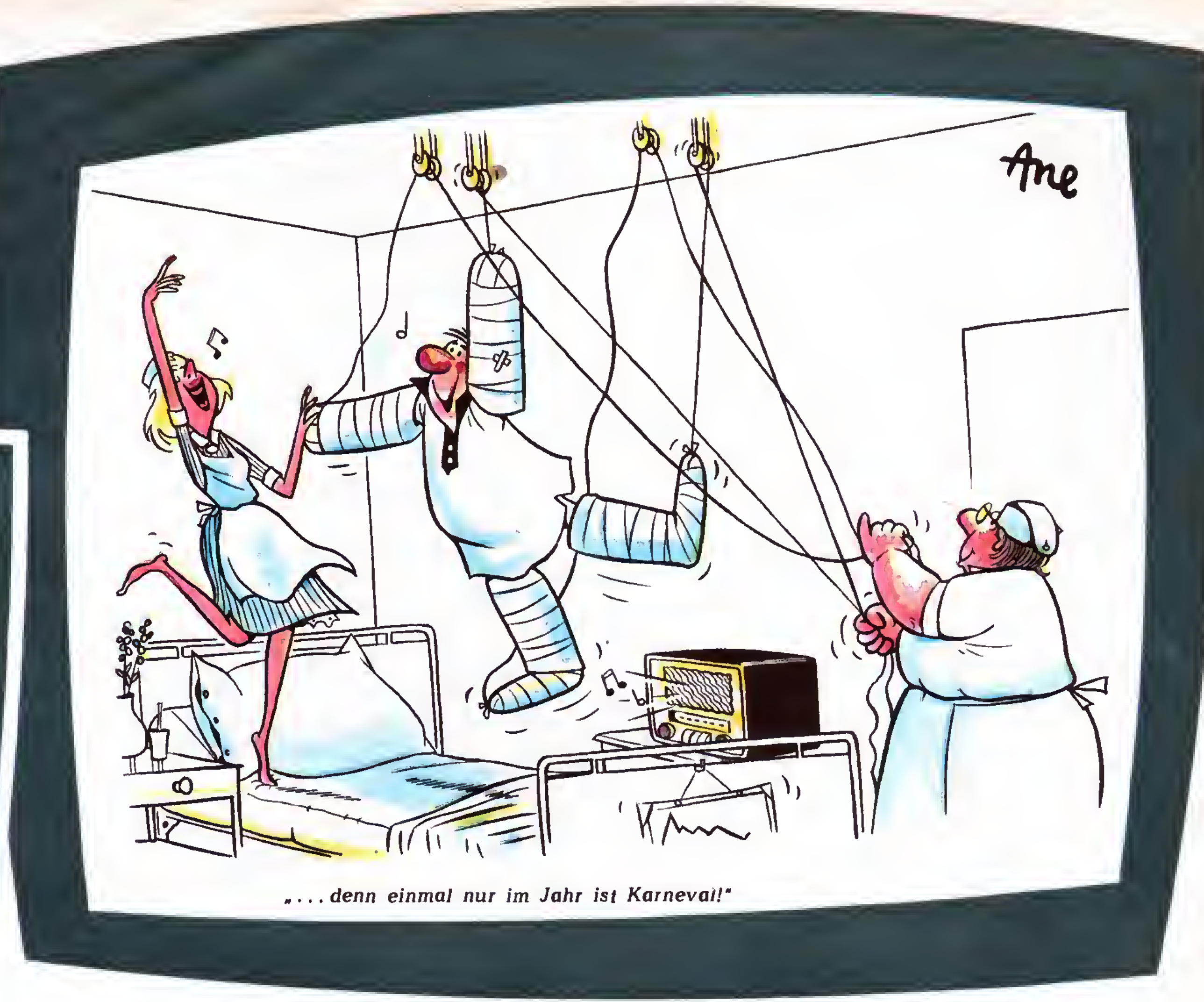
Der Gedanke lag nahe, daß Kühlschiffe nicht nur den Hafen von New York ansteuern, sondern auch Hamburg. Und seitdem kommt die „flüssige Orange" auch auf den Frühstückstisch der deutschen Verbraucher. In derselben Weise hergestellt wie für die New Yorker, den gleichen staatlichen Kontrollen unterworfen, wie sie strenge amerikanische Lebensmittelgesetze fordern, und in der höchsten Qualität, wie sie „drüben" von der amerikanischen Ärzteschaft gefordert wird. Denn das nimmt der Amerikaner sehr ernst.



Alles feiert Karneval...



„Schatzi, du bist doch nicht etwa echt?



„... denn einmal nur im Jahr ist Karneval!"

...auch der kleine Pitter!



„Jestatten, Pitter! Hatte mir erlaubt zu fragen, ob Sie mit mir tanzen."



„Man wird doch wohl noch als Stechfliege gehen dürfen!"



Pitter als Germane: „Guck mal, wie neckisch, ein Hirschkäfer!"



INTERNATIONALES
NIVEAU
1857
PETER ECKES WEINBRENNEREI
NIEDER-OLM BEI MAINZ AM RH.
ECKES
Edelkirsch
Genießen Sie die köstliche Geschmacksfülle des ECKES-Edelkirsch —
aus dem Saft sonnenreifer Maraska-Kirschen
— herbfruchtig und voll Feuer.
ECKES Edelkirsch
... schafft Atmosphäre und beweist Niveau

Der Henker war mir unsympathisch

Fortsetzung von Seite 59

„Ja", sagte ich. „Ich bin's. Und jetzt steh auf und geh an die Arbeit."

„Jetzt? In der Nacht?" fragte er empört.

„Bitte, keine Widerrede, Max. Es ist wichtig, verdammt wichtig. Hör zu, worum es geht: Ich möchte Informationen über einen Mann mit Namen Hugo Ritter. Es kann sein, daß das ein Deckname ist. Er ist in den Fall Banton verwickelt. Ich muß wissen, wo dieser Hugo Ritter jetzt zu finden ist."

„Mit diesen Angaben kann ich wenig anfangen, Scott. Aber ich werde es versuchen."

„Nun, ich habe viel Vertrauen zu dir, Max", ermunterte ich ihn. „Arbeite mit so viel Leuten, wie du willst. Scheue keine Ausgaben. Gebrauche alle deine Tricks. Arbeite vierundzwanzig Stunden lang, wenn das nötig ist."

Dann gab ich ihm die Beschreibung, die ich von Laura Banton bekommen hatte, bat ihn, mich anzurufen, sobald er etwas herausbekommen hätte, und legte auf.

Jetzt hatte ich wieder Zeit, mich um Helen zu kümmern ...

*

Am nächsten Morgen saß ich noch etwas unausgeschlafen in meinem Büro und machte mit einer zusammengefalteten Zeitung Jagd auf eine Fliege, der es jedoch immer wieder mit staunenswertem Geschick gelang, meinen Schlägen zu entgehen.

Ich saß auf dem toten Punkt. Ich konnte nichts unternehmen. Nur warten, daß Max Turner sich melden würde.

Ich hatte ein flaues Gefühl in der Magengrube, denn es war mir klar, daß die Bürgschaft nicht für unbestimmte Zeit galt. Wenn ich die Polizei nicht schnell von meiner Unschuld überzeugen konnte, würde ich schon sehr bald wieder hinter Gittern landen. Was dann weiter geschehen würde ... daran wagte ich nicht zu denken.

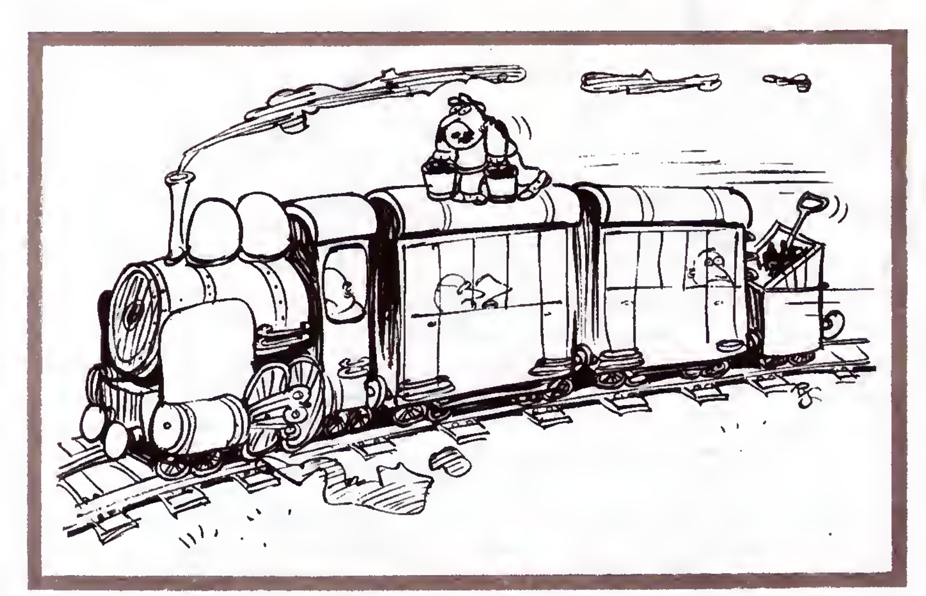
In diese Überlegungen hinein klingelte das Telefon. Erleichtert griff ich nach dem Hörer und meldete mich.

Es war Amy Vandorn, die zweite Frau des Schriftstellers Vincent Green. Mit atemloser Stimme sagte sie: „Ich bin froh, daß ich Sie erreicht habe, Doktor Jordan. Ich muß unbedingt mit Ihnen sprechen."

„Wann?"

„Gleich, so schnell wie möglich. Es ist sehr wichtig. Können Sie nicht zu mir kommen? Sie wissen ja, wo ich wohne."

„Ist Ihr Mann auch zu Hause?" wollte ich wissen.



„Nein", sagte Amy Vandorn. „Er ist in Philadelphia und verhandelt dort mit seinem Verleger."

„Ich fahre gleich ab ..."

Das Haus der Greens in Riverdale lag wie verlassen da. Auf dem weiten Rasen stand ein Wassersprenger, der glitzernde Tropfen über das Grün warf.

Ein Hausmädchen mit weißem Häubchen und weißer Schürze stand in der Tür und wartete auf mich. „Sind Sie Dr. Jordan?" fragte sie.

Ich nickte.

„Folgen Sie mir, bitte", forderte sie mich auf.

Amy Vandorn saß in ihrem Bett, auf frischgestärkte Kissen gestützt. Sie lächelte mir schwach zu.

„Setzen Sie sich, bitte, Dr. Jordan."

Ich zog einen Stuhl zum Bett heran, meine ganze Aufmerksamkeit auf ihre Augen gerichtet. Etwas Gehetztes, Schmerzvolles schimmerte in ihnen. Ihr Mund dagegen war schmal und eigensinnig und drückte den Willen aus, sich nicht um eine unangenehme Entscheidung herumzudrücken.

„Ich habe die Zeitungen gelesen", sagte sie. „Und ich kann mir denken, wie beschäftigt Sie sind. Es ist sehr liebenswürdig, alles liegenzulassen und hierherzukommen. Ich brauche Ihre Hilfe. Und ich rief Sie, weil ich weiß, daß Sie zurzeit nicht Vincents Anwalt sind."

„Woher wissen Sie das?" fragte ich.

Eine flüchtige Röte stieg in ihre Wangen. „Da muß ich Ihnen ein Geständnis machen. Ich habe gestern gelauscht, als Sie sich mit Vincent unterhielten. Ich rollte meinen Stuhl über die Terrasse und horchte neben dem offenen Fenster."

Ich hielt den freundlichen Ausdruck auf meinem Gesicht fest und sagte nichts dazu.

„Ihr Gespräch war sehr vertraulich, und ich will Sie nicht bitten, mich aufzuklären. Aber Sie dürfen mich nicht verurteilen, weil ich gelauscht habe. Früher war ich berühmt, aber jetzt ist mir nur noch Vincent geblieben. Und da möchte ich alles wissen, was er tut."

„Erzählt er es Ihnen denn nicht selbst?"

Kaum sichtbar zuckte der einstige Hollywoodstar die Schultern. „Sogar verheiratete Männer wollen ihr Privatleben nicht ganz aufgeben, und es liegt mir nicht, immer zu fragen. Ich bin mir meiner Lage völlig bewußt, Dr. Jordan. Es muß schwer für einen Mann wie Vincent sein, mit einer kranken Frau zu leben. Aber ich bin sehr eifersüchtig."

Ich hatte nichts dazu zu sagen und wartete, daß sie fortfuhr. „Ich möchte wissen, wohin Vincent geht und was er tut, wenn er das Haus verlassen hat", sagte sie schließlich.

Ich hob abwehrend die Hände: „Ich bin Rechtsanwalt, Frau Green, und kein Privatdetektiv. Aber davon ganz abgesehen, habe ich weder Zeit noch Lust zu einer solchen Arbeit. Ich hoffe, Sie haben Verständnis dafür."

Sie senkte die Augen und sagte: „Sie müssen es ja nicht persönlich tun. Verpflichten Sie irgend jemand. Mir wäre es kaum möglich, einen Privatdetektiv aufzutreiben. Ich lebe hier so völlig abgeschlossen von der Welt, daß ich nicht weiß, an wen ich mich sonst wenden sollte."

Natürlich war meine Ablehnung nur ein Vorwand gewesen, denn ich brannte ja darauf, mehr über das Verhältnis zwischen Fred Banton und Vincent Green zu erfahren. Wenn mich der Schriftsteller in eine betrügerische Scheidung verwickelt hatte, brauchte ich keinerlei Rücksicht auf ihn zu nehmen.

„Haben Sie irgendwelche Gründe, Ihrem Gatten zu mißtrauen?" fragte ich.

Sie preßte die Hände zusammen und antwortete: „Ja ..."

„Ist das eine bloße Vermutung, oder haben Sie Beweise dafür?"

„Ich habe Beweise. Leider." Ihre Augen verdunkelten sich, als sie weitersprach: „Ich weiß nicht, wann es begann, jedenfalls hörte ich vor einer Woche zum ersten Male davon. Ich war gerade hier, um mich auszuruhen, als das Telefon läutete. Vincent war in seinem Arbeitszimmer. Da sich in beiden Räumen Apparate befinden, nahmen wir zur selben Zeit den Hörer ab. Ich hörte Vincent »Hello« sagen. Eine Frauenstimme antwortete: »Bist du es, Liebling? Hier spricht Denise.«"

Scharfe Falten gruben sich in Amys Mundwinkel. Mit leiser Stimme fuhr sie fort: „Einen Augenblick lang antwortete Vincent nicht, doch dann sagte er fast wütend: »Ich habe dir doch gesagt, daß du hier nicht anrufen darfst«, und legte auf."

„Ein Gespräch, das nicht besonders aufschlußreich ist", sagte ich. „Es beweist überhaupt nichts." Im Grunde war ich ganz anderer Meinung, aber warum sollte ich den Kummer Amy Vandorns vergrößern?

„Gut, wenn Sie mir nicht glauben ... Ich habe noch etwas anderes. Mit der heutigen Post kam ein Brief, der an Vincent adressiert war. Ich wußte, daß er von einer Frau geschrieben war, weil er nach Parfüm duftete. Ich hatte kein Recht, ihn zu öffnen. Aber ich tat es trotzdem. Ich mußte die Wahrheit wissen."

„Und dieser Brief verstärkte Ihren Verdacht?"

„Er machte ihn zur Gewißheit. Bitte, lesen Sie ihn."

Sie zog einen hellen Umschlag unter ihrem Kissen hervor und gab ihn mir. Er war an Vincent Green adressiert, in einer schwungvollen, ausgeprägten Schrift. Ich öffnete ihn und zog einen weißen, leicht duftenden Bogen heraus.

„Liebster Vincie, habe ich Dir etwas getan, was Dich verletzte? Es ist schon mehr als eine Woche her, seit Du mich das letztemal anriefst. Ich bin ganz verzweifelt. In Sehnsucht, Deine Denise."

Auf dem weißen Papier waren oben links die Worte aufgeprägt: Gracie Park Hotel. Ich sah auf und traf auf Amy Vandorns fragenden Blick. „Sie scheinen recht zu haben", sagte ich.

Sie schloß die Augen und schluckte. Dann sagte sie: „Ich brauche Ihren Rat in verschiedenen Dingen, Dr. Jordan. Ich muß realistisch sein. Ich möchte mein Vermögen auf keinen Fall Vincent hinterlassen mit dem Bewußtsein, daß er es mit einer Frau durchbringt, mit der er mich schon zu meinen Lebzeiten betrügt."

„Würden Sie sich scheiden lassen?" fragte ich vorsichtig.

„Wenn nötig, ja. Ich werde bestimmt nicht an gebrochenem Herzen sterben, Dr. Jordan. An einer anderen Krankheit allerdings schon. Ich weiß genau, wie krank ich bin. Es ist nur eine Frage der Zeit."

„Wie bei uns allen."

„Ja, aber meine Zeit ist nur noch kurz bemessen, das weiß ich. Und deshalb möchte ich vorher die Wahrheit über Vincent wissen."

„Ich werde mein Bestes tun", versprach ich ihr.

„Und Ihr Honorar ..."

„Darüber sprechen wir später", unterbrach ich sie.

„Geld spielt keine Rolle, Dr. Jordan", sagte sie erregt.

„Darf ich noch eine Frage stellen, Frau Green?" fragte ich.

Sie blickte erstaunt auf und sagte: „Natürlich."

„Früher war Fred Banton hier Chauffeur. Warum gab er seinen Posten auf?"

„Er gab ihn nicht auf: Ich habe ihn rausgeschmissen. Er war ganz unmöglich geworden. Faul und arrogant. Er wusch den Wagen nicht mehr und weigerte sich manchmal sogar, mich spazierenzufahren. Vincent war bereit, sich das gefallen zu lassen. Aber ich sah keinen Grund, mich mit ihm herumzuärgern. Deshalb entließ ich ihn."

„Und wie nahm Banton das auf?"

„Es schien ihm gleichgültig zu sein", sagte Amy Vandorn, die jetzt ganz still in ihrem Bett lag. „Es sah aus, als brauche er die Arbeit gar nicht."

„Was soll mit diesem Brief von Denise geschehen?"

„Können Sie behalten. Ich will ihn nicht mehr sehen. Und vielleicht können Sie ihn als Beweisstück brauchen." ⟶

Der Henker war mir unsympathisch

Ich erhob mich. „Das wäre im Augenblick alles. Sie werden von mir hören. Bald.“

An der Tür wandte ich mich noch einmal um und sah auf Amy Vandorn. Sie lag ganz reglos, die Augen wie in weite Fernen gerichtet. Es mußten sehr trübe Gedanken sein, die sich hinter ihrer noch immer makellosen Stirn bewegten ...

*

Bei der ersten Telefonzelle hielt ich an und telefonierte mit Max Turner. Ich sagte zu ihm: „Kümmere dich um eine Frau, Familienname unbekannt, Vorname Denise, wohnt im Gracie Park Hotel. Über sie möchte ich etwas Näheres wissen.“

„Nichts einfacher als das“, sagte er. „Ich kenne dieses Hotel sehr gut.“

„Hast du etwas über Hugo Ritter herausbekommen?“ wollte ich wissen.

„Noch nicht“, sagte er, aber seine Stimme klang hoffnungsvoll. „Ich habe meine Fühler in der ganzen Stadt ausgestreckt. Wieviel Männer für dich arbeiten, wirst du auf der Rechnung sehen können.“

„Ausgezeichnet“, sagte ich. „Du kannst mich in den nächsten Stunden in meinem Büro treffen. Kümmere dich um diese Denise ...“

Zwei Stunden später spazierte Max bei mir herein und warf sich in einen der abgewetzten Ledersessel. Er war groß und schlank, mit träumerischen Augen und langsamen Bewegungen. Turner gehörte zu den besten Privatdetektiven in ganz New York. Er hatte ein phänomenales Gedächtnis.

Ich brannte darauf, von ihm zu hören, was er herausbekommen hatte. Aber Max ließ mich noch zappeln, bediente sich mit einer Zigarre aus der Besucherkiste und sog genießerisch an ihr.

Dann legte er sich behaglich im Sessel zurück und berichtete: „Sie heißt Howard, Denise Howard. Alter: 28 Jahre. Ehrgeizige Schauspielerin. Spielte vor einigen Jahren winzige Rollen in Hollywood. Jetzt arbeitet sie manchmal für das Fernsehen. Sie versuchte es auch als Fotomodell, aber heute wollen die Fotografen ja nur diese überschlanken Mädchen. Denise aber gehört zum üppigen Typ. Im Augenblick ist sie im Norton-Studio als Tanzlehrerin beschäftigt. Und nachts verdient sie sich noch zusätzlich eine Kleinigkeit in einem Nachtlokal mit Namen »Maracas«.“

„Wie steht es mit ihrem Privatleben?“ fragte ich und zerdrückte eine gerade angerauchte Zigarette im Aschenbecher.

„Jeder Mann mit Geld ist ihr recht. Sie hat keinen festen Freund, soweit ich das erfahren konnte.“

„Weiter, Max“, drängte ich.

„Sie trinkt gern Cognac. Hat rote Haare, deren Farbe sie immer wieder auffrischt, ist 1,65 Meter groß und wiegt 65 Kilo.“

Ich starrte ihn mißtrauisch an und fragte: „Woher hast du diese Maße?“

„Von der Rückseite einer Fotografie. Wahrscheinlich eins der Bilder, die sie verschickt, um Arbeit zu bekommen.“

„Max, du bist ein Genie“, rief ich aus.

„Einverstanden“, sagte Max Turner lächelnd, „aber du bezahlst mich nicht entsprechend.“

„Du wirst deine Belohnung im Himmel erhalten, Max. Ich muß aber noch mehr über ihren Umgang erfahren. Laß sie weiter überwachen und versuche in Erfahrung zu bringen, ob sie sich mit dem Schriftsteller Vincent Green trifft.“

Max nickte.

Dann faltete ich beschwörend die Hände: „Und berichte mir bald was über Hugo Ritter. Du könntest sonst einen Kunden verlieren.“

„Wir tun unser möglichstes“, sagte Max Turner leicht gekränkt. „Wo kann ich dich in der nächsten Zeit erreichen?“

„Weiß ich nicht. Ich werde jetzt einige Tanzstunden im Norton-Studio nehmen.“

Max schüttelte den Kopf und sah mich sprachlos an. Er schien mich für verrückt zu halten. Nach längerem Schweigen sagte er: „Hoffentlich kommt was dabei heraus. Du mußt dich verdammt beeilen. Ich glaube nicht, daß man dich noch lange frei herumlaufen läßt.“

(Fortsetzung folgt)



Der „höchste" Karneval der Welt. Auf dem höchsten Narrenthron Europas versammeln sich lustige Leut'. Es ist der Festtag, der je nach Breitengrad Karneval, Fastelovend, Fasching, Fasnet genannt wird. Sie bringen bunte Kappen und eine frohe Laune mit, auf den 1750 Meter hohen Radstädter Paß, südlich von Salzburg. Von Salzburg, Bad Gastein und Werfen eilen sie herbei, um hier im tiefen Winterschnee ihren Narrenspuk zu treiben.

Höhenrekord in Narretei!





Spaß für Kinder und für... Männer

Die jugendlichen Narren unter 16 Jahren haben ihren Spaß an der ballongeschmückten Schlittenfahrt im Ski-Paradies der Alpen (oben). Die Älpler aber bewundern gut gewachsene Mädchen, die sich mit Netzstrümpfen spärlich bekleidet in die Winterlandschaft wagen (links). Überrascht sind die rheinischen Narren, die dem heimischen Fastelovend entgehen wollen und in ihrem Urlaub plötzlich österreichischen Narren in die Arme laufen . . .

Ganz ohne uns: Der NEUE Klatsch

Wie erst jetzt bekannt wurde, ließ Gustaf Gründgens bei seinem Moskauer „Faust"-Gastspiel aus diplomatischen Gründen die Stelle streichen: „Von Zeit zu Zeit seh ich den Alten gern."

Romy Schneider erwarb die Verfilmungsrechte einer bittersüßen Liebesgeschichte ohne Happy-End: „Alain auf weiter Flur." Sie, die inzwischen den Kinderschuhen entwachsen ist, soll ins Charakterfach überwechseln. Diese Anregung ihres Stiefvaters scheint nun auf furchtbaren Boden gefallen zu sein.

Margot Eskens, singendes Kassenpraxis-Fräulein aus den rheinischen Niederungen erhielt Angebote zu zwei Filmen: „Zahn und Zimmermann", der sie an ihre alten Patienten erinnert, und „Münchowens Abenteuer", in den ihr jetziger Ehemann einige Millionen aus seinen Erträgnissen als Industrieller gesteckt haben soll.

Prinzessin Soraya entfernte sämtliche Perser aus ihrem Appartement und ließ es statt dessen mit Haargarnläufern auslegen.

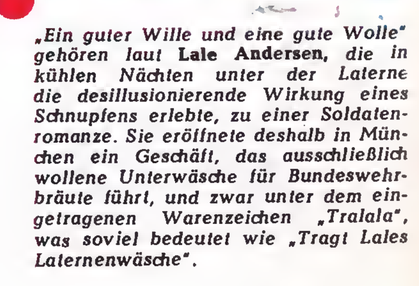


Einem Höhepunkt ihrer Karriere strebt ***Ingrid van Bergen*** *zu. In einer von Helmut Wiederkäutner inszenierten zeitkritisch-modernen Neulassung des „Blauen Engels" spielt sie als Partnerin von Heinz Erhardt ein Callgirl, das einen prominenten Politiker um seine Hausratsentschädigung bringt. Als Titel wurden bisher „Der schlaue Engel" und „Professor Hausrat" genannt.*

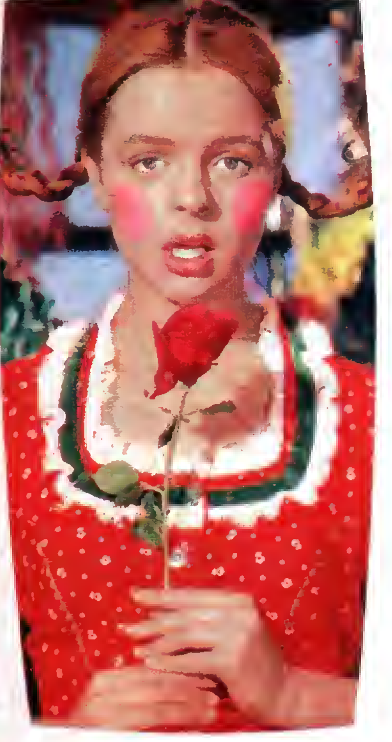


Bei **Elvis Presleys** erstem US-Film nach seiner Militärzeit in Deutschland handelt es sich um ein im Rock-Rhythmus geschriebenes Musical nach einem Stoff von Hauptmann. Voraussichtlicher Titel: „Der Bibberpelz."





„Ein guter Wille und eine gute Wolle" gehören laut ***Lale Andersen,*** *die in kühlen Nächten unter der Laterne die desillusionierende Wirkung eines Schnupfens erlebte, zu einer Soldatenromanze. Sie eröffnete deshalb in München ein Geschäft, das ausschließlich wollene Unterwäsche für Bundeswehrbräute führt, und zwar unter dem eingetragenen Warenzeichen „Tralala", was soviel bedeutet wie „Tragt Lales Laternenwäsche".*




„Zopf hoch, Sabine" oder „Das ehrbare Dirndl" soll eine Neuverfilmung des beliebten Tränensellers „Zwei Menschen" heißen, für die man als Partner der ausdrucksstarken ***Sabine Sinjen*** *den Heulpraktiker* ***Peter Kraus*** *vorgesehen hatte. Trotz der voreiligen Verpflichtung von Papa Fred Kraus entschied sich der dramatisch ambitionierte Peter für ein anderes Projekt. Er wird die Titelrolle in „Fidel Castro" — zu deutsch „Der Geigenkasten" — spielen.*

„Klatsch mit Soße"

Ruth Leuwerik weigerte sich, in der dritten Fortsetzung von „Und ewig rauschen die Wälder" eine Edeltanne zu spielen.

Wallis, Herzogin von Windsor, betitelte den zweiten Teil ihrer Memoiren: „Mit Mann und Mops und Wagen."

Der Kassenschlager der letzten Kinosaison „Warum ist es am Rhein so schön?" wurde nach Italien verkauft. Er heißt dort: „Warum ist es am Po so schön?"

Einen langfristigen Schallplattenvertrag schloß **Bubi Scholz** mit einer pharmazeutischen Firma ab, die zu jeder Platte kostenlos eine Kopfschmerztablette mitliefert.

„Gegen den Schatten eines Heinrich George kann man nicht anspielen", erklärte Bundespostminister **Stücklen** und lehnte die ihm zugedachte Hauptrolle im Remake „Der Postmeister" ab.

Vergeblich wartete **Lou van Burg,** der bei der Aristoteles-Produktion den Fürsten Rainier von Monaco verkörpern soll, auf die Genehmigung, in dem Film den bekannten Monegassenhauer „Addio Donna Gracia" singen zu dürfen.

Nachdem in seinem letzten Film fast nur Nachwuchsschauspieler zu sehen waren, bereitet **Kurt Hoffmann** ein neues Werk vor, das er ausschließlich mit Dilettanten besetzen will. Wie man hört, bestanden seine Verleiher darauf, endlich wieder einmal prominente Namen auf dem Plakat zu haben.

Um für die Zukunft gesichert zu sein, erwarb **Eddie Constantine** ein großes Sägewerk. Seine Spezialität: Kleinholz en gros.

Entgegen allen anderslautenden Meldungen wird **Maria Callas** in ihrem ersten Film eine rein schauspielerische Aufgabe als „Madame Furie" übernehmen.

Hansjörg Felmy, der mit seinen Buddenbrookfilmen nicht annähernd so erfolgreich war wie sein Kollege Hanns Lothar, ließ sich von Dr. Marianne Stradal den Wandspruch sticken: „Wer sich die Budden einbrookt, muß sie auch auslöffeln."

Vittorio de Sica bringt seinen nur in künstlerischer Hinsicht erfolgreich gewesenen Film „Fahrraddiebe" unter dem neuen, zugkräftigeren Titel „Farah Diba" wieder auf den Markt.



Kai Fischer, *deren ständiger Begleiter Metzger heißt, was angesichts ihrer appetitlich ausgestellten Fleischwaren nicht weiter verwunderlich ist, hat ihren Entschluß, nur noch „zugeknöpfte" Rollen anzunehmen, wieder rückgängig gemacht. Sie erhielt nämlich als Bundesstarletpreis die von Professor Matetee entworfene „Goldene Korsettstange". Nächster Film: „Korsettenkapitän Kai."*

Tolle Tage in Mainz



Närrischere Prinzen gab es noch nie!

Das diesjährige Mainzer Prinzenpaar ist ... eine Parodie! Denn nur bei besonderen Anlässen küren die Mainzer Narren ein Herrscherpaar. In diesem Jahrhundert bisher viermal. Erst 1962 wird es wieder ein Prinzenpaar geben: zur 2000-Jahr-Feier der Stadt. Bis dahin ergötzen „unechte" Prinzenpaare die Mainzer an den tollen Tagen.



Überall kennt man sie: Die Mainzer Hofsänger!

Die „Määnzer Fassenacht" gibt sich literarischer als ihre kölsche Schwester. So sind die Hofsänger dann auch Höhepunkt der närrischen Session. Mit alten Melodien vorgetragen, wird meist die Politik aufs Korn genommen. Erfolgreichster Refrain in diesem Jahr: „Ich bin ja vierundachtzig erst, da eilt das nicht so sehr!" Und: „Kleine Mädchen zählen schon bis Sex . . .!"



Das „goldige Hofballett"

Fast das ganze Jahr hindurch trainieren junge Mädchen aus Mainz und Umgebung für die Tanzpantomimen zur Karnevalszeit.





„Quo vadis, Germania?"

So fragt ein karnevalistischer Römer die Narren von Mainz. Gleich ihm klettern hier auch hohe Beamte der Stadt und des Landes in die „Bütt". Beliebtester Karnevals-Refrain in Mainz: die berechtigte Frage „Warum denn uff de Mond enuff?"

Jedem Tierchen sein Pläsierchen!

Das ist das Motto für den Rosenmontagszug dieses Jahres. — „Keine Angst vor hohen Tieren!" so wurde diese Parole von einem Schelm zum Rosenmontagszug als Gegenvorschlag präsentiert.



Wer tappt denn da durch den schwarzen Bundeswald? Wer in Karikaturen zu lesen versteht, möchte Ähnlichkeit mit manch einem Minister unserer Tage entdecken. Unter dem Motto „Blinde Kuh" dreht sich ein alter Mann selbstzufrieden im Kreise. Die anderen aber tappen fleißig weiter.



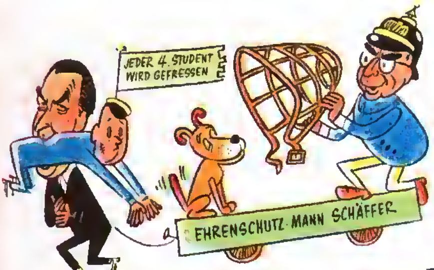
Der beliebteste Tiername in Bonn: Der „Sündenbock". Was jeder brave Zoowärter weiß, wird dem Tierfreund noch einmal in Erinnerung gerufen: „Bitte nicht mehr füttern!" In der Folge dieses Wagens schreiten daher: Quiri-Nozerosse, Hall-Steinböcke und Blanken-Hörnchen.



Die Kla-Motten kommen. Paradiesvögel, Schleier-Eulen, Nacht-Eulen und Strip-Tierchen präsentieren sich auf diesem Wagen, der das bundesdeutsche Abend- und Nachtleben zum Inhalt hat. Im Film gleicher Provenienz scheint der „Drehwurm" zu stecken.



Vogel Strauß. Was Wunder, wenn Tünnes und Schäl den Kopf in den Sand stecken, sobald ein wüster Vogel auf die Pauke schlägt? Zwölfender und Musketiere geben den Vorspann ab für diesen Wagen . . .



Hunde, wollt ihr denn ewig bellen? Das ist die Parole des Ehren-Schutzmanns Schäffer, der sich mit einem Super-Maulkorb abmüht. Davor Studenten-Fresser Schröder mit dem Motto: Jeder vierte Student muß weg!



Die „Widder-Vereinigung". Lustig, lustig geht es zu im inoffiziellen Karnevalszug! Man munkelt heimlich, still und leise, daß sein Entwurf aus dem Bundeskanzleramt stammt.

Noch einmal:

Griff in den Farbtopf! Das Ende der drei tollen Tage ist nahe. Die närrischen Helden sind müde . . . Aber immer noch leuchtet ihnen der Frohsinn aus den Augen, eingedenk der Parole: Denn einmal nur im Jahr ist Karneval . . .!

Blick zurück ... in Liebe!

Nachdenklich wirft die goldgewandete Schöne noch einmal einen Blick in den sich langsam leerenden Saal. Es ist der letzte Ball der Session. Morgen wandert das Kostüm in die Kiste ... bis zum nächsten Karneval. — Wehmütig befaßt sich ein junges Paar im Morgengrauen des Aschermittwoch mit einem sauren Hering: Man ist ja so verkatert und so müde! Aber schön war es doch! Wie lange ist es eigentlich noch, bis in Köln die nächste Session am 11. 11. eröffnet wird? Noch 36 Wochen ... dann geht es wieder los! Das heißt: Startschuß für eine Runde Freude vom Rhein bis zur Isar.

Thomas, das Küken dieser vergnügten Runde, ist ein toller Banjospieler. Alle sind restlos begeistert, vor allem natürlich Helga, seine ‚große Schwester'. Von ihr läßt Thomas sich gern ermahnen „Mach mal Pause!" Alle folgen gern diesem guten Rat und greifen mit Vergnügen zum köstlich-kühlen „Coca-Cola". Ja, sprudelnd-frisches „Coca-Cola"



. . . das erfrischt richtig

„Coca-Cola" ist das Warenzeichen für das unnachahmliche koffeinhaltige Erfrischungsgetränk der Coca-Cola G.m.b.H.

II 60